

84

Pichlers Jugendbücherei.

Andersens Märchen

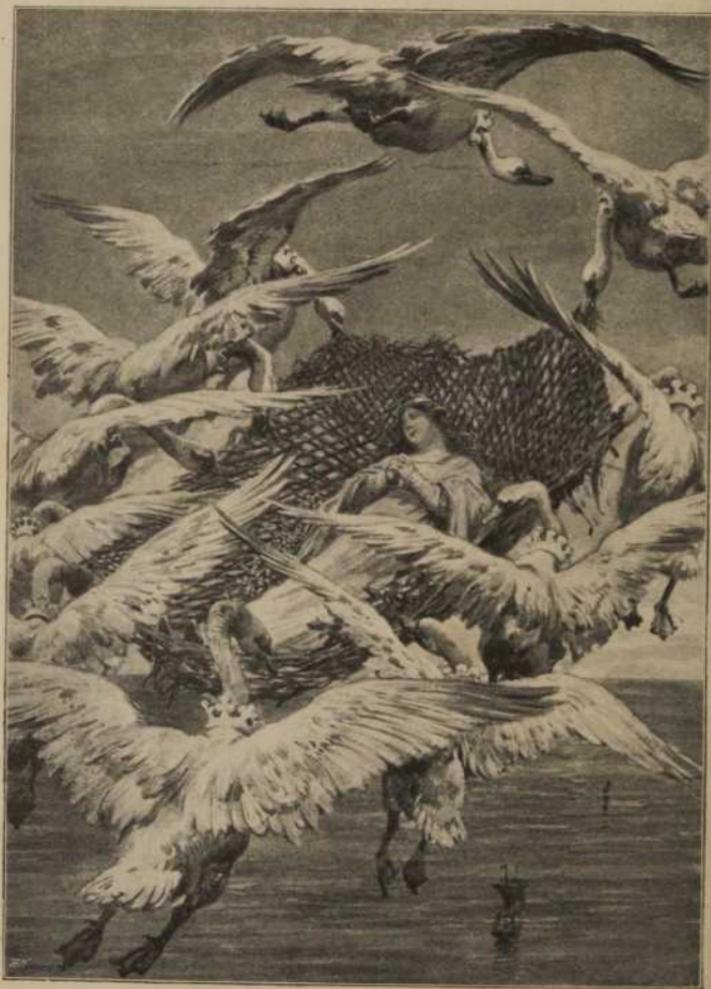
von Jos. Ambros.

3. Auswahl.



1875

Summerer Fr.



Die Brüder ergriffen das Netz mit ihren Schnäbeln und flogen mit ihrer lieben Schwester in die Luft. (Seite 61.)

T1804
Pichlers Jugendbücherei

Andersens
Märchen

Für die Jugend ausgewählt

von

Josef Ambros

3. Auswahl

Mit 3 Dollbildern

2. Auflage



Wien

Verlag von F. Pichlers Witwe & Sohn
Buchhandlung für pädag. Literatur und Lehrmittel-Anstalt
V. Margaretenplatz 2

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
vorbehalten.

Buch- und Kunstdruckerei „Gerold“, Wien VIII.

1. Der Schneemann.

„Es ist eine prachtvolle Kälte, alle meine Glieder sind steif und fest,“ sagte vergnügt der Schneemann. „Der Wind kann einem wahrlich Leben einblasen. Nur die glühende Scheibe da oben fürchte ich. Wie sie mich anstarrt!“ Er meinte die Sonne, die eben untergehen wollte. „Sie soll mich nicht zum Blinzeln bringen, ich werde meine Augen schon festhalten.“

Er hatte nämlich statt der Augen zwei dreieckige Ziegelstückchen. Sein Mund bestand aus einem alten Kamm, so daß er auch Zähne hatte. Geboren war er unter dem Jubelgeschrei der Knaben, begrüßt vom Schellengeläute und Peitschengeknall der Schlitten.

Die Sonne war untergegangen und der Vollmond stieg herauf und schwebte rund, groß und klar in der blauen Luft.

„Da ist sie wieder von einer andern Seite!“ sagte der Schneemann. Er hielt nämlich den Mond für die Sonne. „Jetzt brennt sie nicht mehr so unverschämt. Ich habe ihr das Glogen schon abgewöhnt! Mag sie dort hängen und scheinen, damit ich mich besehen kann. Würde ich nur, wie man es anfängt, um von der Stelle zu kommen! Ich möchte mich gar zu gern ein bißchen bewegen! Mit welcher Lust die Knaben jetzt dort unten auf dem Eise hingleiten! Allein ich kann es nicht und weiß auch nicht, wie man läuft.“

„Weg! Weg!“ bellte der alte Kettenhund. Er war etwas heiser; früher war er nämlich Stubenhund und lag im Winter stets hinter dem Ofen, so daß er sich verweichlicht hatte. „Die Sonne wird dich schon laufen lehren! Das habe ich im vorigen Winter an deinem Vorgänger und noch früher an andern deinesgleichen gesehen. Weg! Weg! weg sind sie alle!“

„Ich verstehe dich nicht, Kamerad,“ sagte der Schneemann. „Die dort oben soll mich laufen lehren?“ Er meinte den Mond. „Sie lief vorhin vor mir davon, als ich sie fest ansah, jetzt schleicht sie sich wieder von einer andern Seite heran!“

„Du weißt gar nichts!“ erwiderte der Kettenhund; „du bist aber auch eben erst aufgebaut. Was du da oben siehst, ist der Mond; die, welche vorhin wegging, war die Sonne. Die kommt morgen wieder und wird dich schon laufen lehren. Wir bekommen bald anderes Wetter; mich reißt es in meinem linken Hinterbeine — das Wetter wird sich ändern!“

„Ich verstehe ihn nicht,“ sagte der Schneemann, „aber soviel weiß ich, daß er etwas Unangenehmes spricht. Und sie, die mich so anglozte und sich dann davon machte, die Sonne, wie er sie nennt, ist auch nicht meine Freundin, das merke ich wohl!“

„Weg! Weg!“ bellte der Kettenhund, ging dreimal im Kreise um sich selbst herum, als ob er sich in den Schwanz beißen wollte, und kroch dann in seine Hütte, um zu schlafen.

Das Wetter änderte sich wirklich. Am Morgen lag dicker Nebel über der ganzen Gegend. Später kam ein eisiger Wind, aber als dann die Sonne aufging, welche Pracht! Alle Bäume und Sträucher waren mit Reif überzogen, die Gegend glich einem Walde von weißen Korallen, selbst die Gräser waren mit weißen Blütensternen über und über be-

hängt. Die feinen Zweige und dünnen Reiser der Bäume, die man während der Sommerszeit vor lauter Blättern nicht sieht, kamen jetzt zum Vorschein. Sie nahmen sich aus wie ein feines Spitzengewebe. Die Birke bewegte sich im Winde; es sah aus, als ob sie Leben hätte wie im Sommer. O, es war wunderbar schön!

Und erst das Funkeln und Leuchten, als die Sonne ihre Strahlen herabsandte! Es sah aus, als ob alles mit Demantstaub bestreut wäre und selbst auf der weißen Schneedecke am Erdboden lagen lauter große Diamanten. Oder man konnte sich auch denken, daß unzählige kleine Lichter leuchteten, weißer selbst als der weiße Schnee.

„Das ist eine Pracht!“ sagte ein junges Mädchen, welches mit einem jungen Manne in den Garten trat. Beide blieben nahe bei dem Schneemann stehen und betrachteten das Flimmern und Glitzern ringsumher. „Einen schöneren Anblick gewährt auch der Sommer nicht!“ sprach sie mit freudigem Staunen.

„Und so einen Kerl, wie dieser hier, hat man im Sommer erst recht nicht,“ erwiderte der junge Mann und zeigte auf den Schneemann. „Er ist brillant!“

Das junge Mädchen lachte, nickte dem Schneemann zu und sie schritten weiter über den knirschenden Schnee.

„Wer waren die beiden?“ fragte der Schneemann den Kettenhund. „Du bist länger hier als ich, kennst du sie?“

„Ob ich sie kenne!“ antwortete der Kettenhund. „Sie hat mich gestreichelt und er hat mir einen Knochen gegeben. Die beiden beiße ich nicht!“

„Sind denn die beiden auch solche Wesen wie du und ich?“ fragte der Schneemann.

„Sie gehören ja zur Herrschaft!“ versetzte der Kettenhund. „Man merkt es dir an, daß du erst gestern auf die Welt gekommen bist. Du weißt ja rein gar nichts. Ich aber habe Alter und Erfahrung. Ich kenne alle hier im Hause, ach, und es gab auch eine Zeit, wo ich nicht hier in der Kälte an der Kette liegen mußte. Weg! Weg!“

„Mir ist die Kälte recht,“ sprach der Schneemann. „Erzähle, erzähle! Aber du darfst nicht mit der Kette rasseln. Es knackt allemal in mir, wenn du das tust.“

„Weg! Weg!“ bellte der Kettenhund. „In meiner Jugend war ich sehr klein und niedlich. Damals lag ich in einem Samtstuhle oben im Herrenhause oder im Schoße meiner Herrin. Sie hätschelten mich und küßten mich auf die Schnauze, und die Pfoten wurden mir mit einem gestickten Taschentuch abgewischt. Ami! lieber, süßer Ami! riefen sie mich. Aber dann wurde ich ihnen zu groß und sie jehenteten mich der Haushälterin. Ich kam in die Kellerwohnung. Du stehst ja dem Hause gegenüber. Ohne dich bücken zu müssen, kannst du hineinschauen in das Zimmer, wo ich der Herr war; denn das war ich wirklich bei der Haushälterin. Es war zwar hier nicht so fein wie oben, aber es war gemüthlicher; ich wurde nicht beständig von Kindern angefaßt und herumgezerrt. Ich bekam ebenso reichlich Futter wie früher. Ich hatte mein eigenes Kissen und dann war ein Ofen da, der ist um diese Zeit das schönste auf der Welt! Unter die Bank daneben konnte ich mich ganz verkriechen. Ach, von dem Ofen träumt mir noch jetzt immer. Weg! Weg!“

„Sieht denn ein Ofen so schön aus?“ fragte der Schneemann. „Hat er Ähnlichkeit mit mir?“

„Der ist gerade das Gegentheil von dir! Rabenschwarz ist er und hat einen langen Hals mit Beschlügen aus blankem

Messing. Er frißt Brennholz, daß ihm das Feuer aus dem Munde sprüht. Wenn man sich an seiner Seite hält, so hat man es sehr angenehm. Ich denke, du mußt ihn ja von deinem Platz aus sehen."

Und der Schneemann sah hin und erblickte einen schwarzen Gegenstand mit einem blank polierten Messingtürchen, aus dem das Feuer sprühte. Dem Schneemann wurde ganz wunderbar zu Mute. Es überkam ihn ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, aber alle Menschen, welche nicht Schneemänner sind, kennen es.

"Warum bist du nicht bei dem Ofen geblieben, wenn er dir so gut gefiel?" fragte der Schneemann. "Wie konntest du nur einen solchen Ort verlassen?"

"Ich mußte wohl!" sagte der Kettenhund. "Ich hatte den kleinen Junker ins Bein gebissen, weil er mir den Knochen wegstieß, an dem ich nagte. „Bein für Bein," heißt es bei mir. Aber das nahm man mir sehr übel. Man setzte mich an die Lust und seitdem liege ich hier an der Kette. Der kalte Wind fuhr mir in die Glieder und ich habe bereits meine Stimme verloren; hörst du nicht, daß ich heiser bin? Weg! Weg! Das ist das Ende vom Lied!"

Der Schneemann hörte ihm aber nicht mehr zu. Er sah immerfort in die Stube der Haushälterin, wo der Ofen stand, der fast ebenso groß war wie er selbst. Eine mächtige Sehnsucht erfaßte ihn. Der Ofen erschien ihm wie ein Bruder und die Bruderliebe zog ihn hin zu ihm.

"Wie das eigentümlich in mir knackt!" sagte er. "Werde ich nie dort hinein kommen? Es ist doch ein unschuldiger Wunsch und unschuldige Wünsche gehen gewiß in Erfüllung. Wie gerne möchte ich mich an den Ofen anlehnen! Ich muß hinein und wenn ich auch das Fenster eindrücken sollte!"

„Dort hinein wirst du nie gelangen!“ sagte der Kettenhund, „und kommst du in die Nähe des Ofens, so vergehst du. Weg! Weg!“

„Ach, ich bin so müde, so schwach und matt,“ erwiderte der Schneemann, „ich breche zusammen, glaube ich.“

Den ganzen Tag schaute der Schneemann durchs Fenster hin zu dem Ofen. In der Dämmerstunde wurde es noch gemüthlicher in der Stube. Vom Ofen her leuchtete es mild, nicht wie der Mond, nicht wie die Sonne; nein, wie nur der Ofen leuchten kann, wenn er gut brennt. Wenn die Stubentüre aufging, so fuhr ihm eine feurige Zunge zum Munde heraus, es flammte dann ordentlich rot auf um das weiße Gesicht des Schneemannes und seine ganze Brust leuchtete in röthlichem Schimmer.

„Ich halte es nicht mehr aus!“ sagte er. „Wie schön ist der Ofen, wenn er die Zunge so herausstreckt!“

Die Nacht war lang; dem Schneemann wurde sie aber nicht lang, er stand da in süße Gedanken vertieft und die Erde war gefroren, daß es knackte.

Am Morgen waren die Fensterscheiben der Kellerwohnung mit Eis bedeckt; sie trugen die schönsten Eisblumen, die nur ein Schneemann wünschen konnte, allein sie verbargen ihm die Aussicht auf den Ofen. Die Fensterscheiben wollten nicht austauen, darum konnte er den Ofen nicht sehen. Es war ein Frostwetter, an dem ein Schneemann eigentlich seine Freude haben sollte. Er aber freute sich nicht — wie hätte er sich auch freuen können! Er litt schwer an der Sehnsucht nach dem Ofen.

„Das ist eine böse Krankheit für einen Schneemann,“ sagte der Kettenhund, „ich habe auch an dieser Krankheit

gelitten, aber ich habe sie überstanden. Weg! Weg!“ bellte er. — „Wir bekommen anderes Wetter!“ setzte er hinzu.

Das Wetter änderte sich wirklich; es fing an zu tauen.

Je mehr das Tauwetter zunahm, desto mehr nahm der Schneemann ab. Er sagte nichts, er klagte nicht. Lautlos sah er das Ärgste herankommen. Eines Morgens stürzte er zusammen. Und da, wo er gestanden, ragte etwas empor, es war ein Besenstiel, den die Knaben beim Aufbauen als Stützpunkt gewählt hatten.

„Ja, jetzt verstehe ich seine große Sehnsucht nach dem Ofen!“ sagte der Kettenhund. „Da ist ja ein Eisen zum Ofenreinigen an dem Stocke, der Schneemann hat einen Schürhafen im Leibe gehabt! Das ist es, was ihn immer zum Ofen hinzog! Jetzt hat er's überstanden. Weg! Weg!“

Und bald darauf war auch der Winter vorbei.

„Weg! Weg!“ bellte der heisere Kettenhund, aber die Mädchen aus dem Hause sangen:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus!“

Und jetzt denkt kein Mensch mehr an den Schneemann.

2. Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so unendlich viel auf schöne, neue Kleider hielt, daß er sein ganzes Geld ausgab, um nur recht fein angezogen zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, nicht um schöne Malereien

oder kunstvolle Bauten, auch nicht um das Theater oder andere Vergnügungen, sondern dachte nur daran, sich stets neue Kleider anzuschaffen und sich darin seinen Untertanen zu zeigen. Er hatte für jede Stunde des Tages einen eigenen Rock; und wie man sonst von einem König sagt, er sei im Rate, so sagte man von ihm immer: „Der Kaiser ist in der Garderobe!“

In der großen Stadt, in der er wohnte, ging es sehr unterhaltend zu und jeden Tag kamen viele Fremde dahin. Eines Tages nun kamen auch zwei Betrüger. Sie gaben sich für Weber aus und sagten, daß sie den schönsten Stoff, den man sich nur denken könne, zu weben verständen. Nicht nur die Farben und das Muster wären etwas ungewöhnlich Schönes, sondern die Kleider, welche aus diesem Stoffe gefertigt werden, hätten auch die wunderbare Eigenschaft, daß sie für jeden Menschen unsichtbar sind, der nicht zu seinem Amte taugt oder sich durch eine besondere Dummheit auszeichnet.

„Das wären ja ganz prächtige Kleider,“ dachte der Kaiser. „Wenn ich die an hätte, könnte ich dahinter kommen, welche Leute in meinem Reiche zu dem Amte nicht tauglich sind, welches sie bekleiden, und könnte die Klugen von den Dummen unterscheiden! Ja, dieser Stoff muß für mich gewebt werden!“ rief er entschlossen und gab den beiden Betrügern sehr viel Geld auf die Hand, damit sie mit ihrer Arbeit sogleich beginnen könnten.

Sie stellten zwei Webstühle auf und taten, als ob sie arbeiteten, aber sie hatten nicht das geringste auf dem Webstuhle. Red verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold; dies steckten sie in ihre eigene Tasche

und arbeiteten mit den leeren Stühlen bis spät in die Nacht hinein.

„Nun möchte ich doch gerne wissen, wie weit sie mit dem Stoffe sind!“ dachte der Kaiser. Aber es ward ihm doch seltsam zu Mute bei dem Gedanken, daß derjenige, der dumm sei oder schlecht für sein Amt passe, den Stoff nicht sehen könne. Nun glaubte er zwar, daß er für sich selbst nichts zu fürchten habe, aber er wollte doch zuerst jemand andern schicken, um zu sehen, wie es damit stünde. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welch wunderbare Kraft der Stoff hatte, und alle waren begierig zu sehen, wie schlecht oder dumm ihre Nachbarn seien.

„Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern schicken!“ dachte der Kaiser. „Er kann am besten sehen, wie der Stoff sich ausnimmt; denn er hat großen Verstand und niemand versteht sein Amt besser als er.“

Nun ging der alte, ehrliche Minister in den Saal, wo die beiden Betrüger saßen und an den leeren Webstühlen arbeiteten. „Heiliger Gott!“ dachte der alte Minister und sperrte die Augen auf, „ich kann ja nichts sehen!“ Aber er sagte es nicht.

Die beiden Betrüger baten ihn, doch gefälligst näher zu treten, und fragten, ob Muster und Farben nicht sehr hübsch seien. Dann zeigten sie auf den leeren Webstuhl und der arme, alte Minister riß fortwährend die Augen auf, so weit er konnte; aber er vermochte nichts zu sehen, denn es war nichts da. „Herrgott!“ dachte er, „sollte ich so dumm sein? Das hätte ich nie geglaubt und das darf auch kein Mensch erfahren! Ich sollte zu meinem Amte nicht taugen? . . . Nein, es geht nicht, ich darf nicht erzählen, daß ich den Stoff nicht gesehen habe.“

„Na, Sie sagen gar nichts darüber?“ fragte der eine, welcher am Webstuhle saß und so tat, als ob er webte.

„O, das ist ja reizend! ganz allerliebste!“ sagte der alte Minister und sah durch seine Brille, „dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser sagen, daß alles meinen Beifall hat.“

„Na, das freut uns,“ sagten die beiden Weber und nun nannten sie die Farben mit Namen und erklärten das seltsame Muster. Der alte Minister hörte aufmerksam zu, damit er alles genau berichten könne, wenn er zum Kaiser zurückkomme. Und dies tat er auch.

Nun verlangten die Betrüger noch mehr Geld und noch mehr Seide und Gold zum Weben. Sie steckten alles in ihre eigene Tasche, auf den Webstuhl kam nicht ein Faden; aber sie fuhren fort, wie früher, an dem leeren Stuhl zu weben.

Der Kaiser schickte bald darauf einen andern ehrlichen Beamten hin, um zu sehen, wie es mit dem Gewebe stünde und ob der Stoff bald fertig sein würde. Es erging ihm wie dem Minister. Er schaute und schaute, konnte aber nichts sehen, da nichts anderes da war als der leere Webstuhl.

„Nun, ist das nicht ein hübsches Stück Zeug?“ fragten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächtige Muster, welches gar nicht vorhanden war.

„Dumm bin ich nicht!“ dachte der Mann, „so tauge ich also nicht zu meinem guten, einträglichen Amte? Das wäre lächerlich genug! aber man darf sich das nicht anmerken lassen!“ Er lobte nun den Stoff, welchen er nicht sah, und versicherte ihnen, daß er sich außerordentlich über die schönen Farben und das prächtige Muster freue.

„Nun, der Stoff ist ja ganz allerliebste; er wird sich herrlich ausnehmen, wenn er auf dem Leibe sein wird,“ sagte er zum Kaiser.

Alle Leute in der Stadt sprachen von dem prächtigen Stoffe.

Nun wollte ihn der Kaiser selbst besichtigen, solange er noch auf dem Webstuhle hing. Mit einer ganzen Schar auserlesener Männer, unter denen sich auch die beiden alten, ehrlichen Beamten befanden, welche schon früher dort gewesen waren, begab er sich zu den beiden listigen Betrügnern. Die webten aus Leibeskräften, aber ohne Faden und ohne Garn.

„Nun, ist das nicht ausgezeichnet?“ sagten die beiden ehrlichen Beamten. „Geruhen, Majestät, nur zu sehen, welches Muster! welche Farben!“ und dann zeigten sie auf die leeren Webstühle, denn sie glaubten, daß die andern den Stoff wohl sehen könnten.

„Wo ist der Stoff?“ dachte der Kaiser, „ich sehe nichts, das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? oder bin ich untauglich zu einem Kaiser? Das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte!“

„O ja! recht schön!“ sagte der Kaiser, „er hat meinen allerhöchsten Beifall!“ Er wollte nicht gestehen, daß er nichts sehen konnte, und nickte zufrieden, während er den leeren Webstuhl betrachtete.

Die Herren des Gefolges, um ihr Urtheil befragt, schauten und schauten. Es erging ihnen aber genau wie den andern. Sie sahen nämlich auch nichts, wollten es aber nicht gestehen. Darum sagten sie wie der Kaiser: „O ja, der Stoff ist sehr schön!“ Sie rieten ihm, die aus diesem neuen, prächtigen Stoffe gefertigten Kleider zum erstenmal bei der

großen Prozeßion zu tragen, welche demnächst abgehalten werden sollte. „Das ist eine großartige Idee!“ ging es von Mund zu Mund und alles war darüber seelenvergnügt.

Die beiden Betrüger erhielten einen Orden ins Knopfloch und außerdem den Hofstitel, der eine wurde Hofweber, der andere Hofschneider.

Während der ganzen Nacht vor dem Morgen, an dem die Prozeßion stattfinden sollte, blieben die Betrüger auf und hatten über sechzehn Lichter angezündet. Die Leute konnten sehen, daß sie es eilig hatten, um mit den neuen Kleidern des Kaisers fertig zu werden. Sie taten, als ob sie den Stoff vom Webstuhl nähmen, schnitten in der Luft mit großen Scheren, nähten mit einer Nähnadel ohne Zwirn und sagten endlich: „Seht! nun sind die Kleider fertig!“

Der Kaiser kam in Begleitung seiner vornehmsten Kavaliere selbst dahin und die beiden Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, gleichsam als hielten sie etwas in der Hand und sagten: „Sehen, Majestät, hier sind die Beinkleider! hier ist der Rock! hier der Mantel! Es ist alles so leicht wie Spinnengewebe. Man spürt die Kleider auf dem Leibe nicht und glaubt, daß man gar nichts anhat; das ist aber gerade das Gute daran!“

„Ja!“ sagten die Kavaliere; aber sie konnten nichts sehen, weil nichts vorhanden war.

„Wollen nun Eure kaiserliche Majestät allergnädigst geruhen, sich auszukleiden,“ sagten die Betrüger, „wir werden Ihnen dann die neuen Kleider anlegen, dort vor dem großen Spiegel.“

Der Kaiser zog nun seine Oberkleider aus und die Betrüger taten so, als gäben sie ihm Stück für Stück von den neuen hin. Und sie griffen ihm um den Leib und banden

ihm scheinbar etwas fest; das war die Schleppe. Und der Kaiser wandte und drehte sich vor dem Spiegel.

„Gott, wie gut das kleidet! wie prächtig alles paßt!“ riefen alle zusammen. „Welch schönes Muster! Welch prächtige Farben! Das ist ein kostbarer Anzug!“

„Man wartet draußen bereits mit dem Thronhimmel, unter welchem Eure Majestät in der Prozession schreiten sollen,“ meldete der Oberzeremonienmeister.

„Ja, ja, ich bin bereit,“ sagte der Kaiser. „Paßt mir nicht alles ganz ausgezeichnet?“ Und dann drehte er sich noch einmal vor dem Spiegel um; man sollte glauben, daß er seinen Anzug genau betrachte.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, tasteten mit den Händen am Boden hin, als ob sie die Schleppe aufnahmen; beim Gehen taten sie, als hielten sie dieselbe in der Luft. Sie dursteten sich's beileibe nicht anmerken lassen, daß sie nichts sahen, weil auch wirklich nichts da war.

Und dann ging der Kaiser in der Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel und alle Leute auf der Straße und an den Fenstern sagten: „Gott, wie unvergleichlich schön sind des Kaisers neue Kleider! Was für eine prächtige Schleppe das ist! Wie ausgezeichnet ihm alles paßt!“ Niemand wollte sich anmerken lassen, daß er nichts sah; denn dann hätte er ja seine einträgliche Stelle verloren oder wäre für dumm gehalten worden. Keines von den Kleidern des Kaisers hatte solches Glück gemacht.

„Aber er hat ja nichts an!“ sagte ein kleines Kind.

„Hört die Stimme der Unschuld!“ sagte der Vater und der eine flüsterte dem andern zu, was das Kind sagte,

„Er hat nichts an; ein kleines Kind sagt, er hat nichts an!“

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; ist's nicht so?“ und die Leute sahen einander verschmigt in die Augen.

„Er hat ja keine Kleider an!“ rief zuletzt das ganze Volk.

Ein Zweifel durchschauerte den Kaiser, denn es kam ihm selbst vor, daß die Leute recht hätten. Er dachte jedoch: „Jetzt muß ich schon die Prozession ganz mitmachen!“ Und so hielt er sich noch stolzer und die Kammerherren gingen hinterdrein und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

3. Die Prinzessin auf der Erbse.

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin heiraten; aber es sollte eine echte Prinzessin sein. Er durchreiste daher die ganze Welt, um eine solche zu finden; aber überall war ein Hinderniß. Prinzessinnen gab es genug; ob es aber echte Prinzessinnen waren, das konnte er niemals genau ermitteln. Stets schien etwas nicht ganz in Ordnung zu sein. So kam er denn wieder heim und war sehr betrübt, denn er hätte so gern eine wirkliche Prinzessin zur Frau gehabt.

Eines Abends gab es ein fürchterliches Unwetter. Es blitzte und donnerte und der Regen strömte unaufhörlich nieder. Da wurde an das Schloßthor geklopft und der alte König ging, es zu öffnen.

Eine Prinzessin stand draußen. Aber, du lieber Himmel! Wie hatten der Regen und das schlechte Wetter sie zugerichtet!

Daß Wasser strömte von ihren Haaren und Kleidern nieder und lief beim Schnabel des Schuhs hinein und am Absatz heraus. Doch sagte sie, sie sei eine wirkliche Prinzessin.

„Nun, das werden wir bald heraushaben!“ dachte die alte Königin. Sie sagte kein Wort, ging in das Schlafzimmer, nahm das ganze Bettgewand heraus und legte eine Erbse auf den Boden des Bettes. Hierauf nahm sie zwanzig Matratzen und legte sie auf die Erbse und dann breitete sie noch zwanzig Eiderdaunendecken auf die Matratzen.

Darauf nun mußte die Prinzessin in der Nacht liegen.

Am nächsten Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen habe.

„O, entsetzlich schlecht!“ sagte die Prinzessin, „ich habe beinahe die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen! Weiß Gott, was da im Bette gewesen ist! Ich bin auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin! Es war unausstehlich!“

Nun konnte man nicht mehr zweifeln, daß es eine echte Prinzessin war, da sie durch die dicken Matratzen und die dicken Eiderdaunendecken hindurch den Druck der Erbse gespürt hatte. So empfindlich und feinsüßlich konnte nur eine wirkliche Prinzessin sein.

Da nahm der Prinz sie zur Frau und war glücklich, denn er wußte sich im Besitze einer echten Prinzessin. Die Erbse aber kam in die Schatzkammer, wo sie noch zu sehen ist, wenn sie niemand gestohlen hat.

Nun ist die Geschichte aus.

4. Etwas.

„Ich will etwas sein!“ sagte der älteste von fünf Brüdern. „Ich will etwas nützen in der Welt. Mag ich auch nur eine geringe Stellung einnehmen, wenn nur das, was ich schaffe und wirke, etwas Gutes ist, dann ist es in der That etwas. Ich habe mich entschlossen, Ziegelsteine zu machen. Die braucht man in der ganzen Welt und da kann es mir nicht fehlen!“

„Das, was du tun willst,“ sprach der zweite Bruder, „ist so gut wie nichts. Ziegelschlagen ist Handlangerarbeit, die kann auch eine Maschine verrichten. Nein, da will ich doch lieber Maurer sein, das ist doch etwas. Handwerk hat goldenen Boden. Als Handwerker wird man zünftig, ein Bürger, bekommt seine eigene Fahne, seine eigene Herberge, wenn alles gut geht, wird man Meister, meine Frau wird Frau Meisterin heißen und wir werden uns Gesellen halten. Das ist doch etwas!“

„Das ist gar nichts!“ sagte der dritte. „Es gibt noch höhere Stände als der Handwerker. Und wenn du der bravste Mensch bist, so gehörst du als Maurermeister doch nur zu dem gemeinen Volk. Da weiß ich mir etwas Besseres! Ich will Baumeister werden und mich auf das Gebiet der Kunst und der Spekulation begeben, damit ich in die Klasse der Vornehmen und Höherstehenden eingereiht werde. Freilich wird das nicht so rasch gehen. Ich muß von unten auf dienen, ja, daß ich's gerade heraus sage, sogar als Zimmermannslehrling anfangen; muß als Bursche mit der Mütze einhergehen, obgleich ich gewohnt bin, seidene Hüte zu tragen; muß den ordinären Gesellen Schnaps und Bier holen

und mir obendrein von ihnen das beleidigende „Du“ sagen lassen. Allein ich werde mir denken, das Ganze sei nur ein Faschingscherz, der nicht lange dauert. Wenn ich einmal Geselle bin, dann gehe ich meinen eigenen Weg. Ich gehe auf die Akademie, nehme Zeichenunterricht und werde Architekt. Dann bin ich etwas! Dann baue ich und baue, wie die andern vor mir gebaut haben, ein Haus nach dem andern. Ich kann Wohl- ja sogar Hochwohlgeboren werden und Titel und Orden bekommen. Das ist immer etwas, man kann darauf weiter bauen!“

„Ich mache mir aber aus diesem Etwas gar nichts!“ sprach der vierte. „Ich will nicht in dem Kielwasser anderer segeln, sondern meine eigenen Wege ziehen; ich will nicht andern nachahmen, sondern aus eigenem Geiste schöpfen: ein Genie will ich sein und tüchtiger dastehen als ihr alle zusammen! Ich will der Schöpfer eines neuen Stiles werden und den Plan zu einem Gebäude liefern, das dem Klima des Landes angepaßt, aus heimischem Material errichtet, zur Verherrlichung unseres Volkes dienen und ein neues Zeitalter einleiten soll. Dann setze ich noch ein Stockwerk auf für mein eigenes Genie!“

„Wenn aber das Material nichts taugt und das Klima sich ändert?“ sagte zweifelnd der fünfte. „Das wäre sehr unangenehm, denn die zwei sind sehr wichtig. Aber auch die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes können sich ändern und wer kann die Richtung und Entwicklung des Zeitalters vorausbestimmen? Ich sehe es schon kommen, daß keiner von euch etwas werden wird, wie sehr ihr es auch selbst glaubt. Aber macht, was ihr wollt, ich werde die Sache anders anpacken wie ihr. Ich will das, was andere schaffen, prüfen und beurteilen. An jedem Dinge klebt etwas Mangel-

haftes, selbst die vollkommenste Sache hat ihre Fehler. Diese Fehler, diese Mängel, die Schwächen und Verfehrtheiten an den menschlichen Einrichtungen und Handlungen will ich herausstifteln und aufdecken, damit sie von aller Welt gesehen werden. Ich denke, das ist etwas!"

Das tat er denn auch und die Leute sagten von ihm: „An dem ist bestimmt etwas! Er ist ein tüchtiger Kopf, aber er tut nichts, er leistet nichts!“ Doch gerade dadurch war er etwas..

Seht, das ist nur eine kleine Geschichte und doch hat sie kein Ende, so lange die Welt steht. Aber wurde denn nichts aus den fünf Brüdern? Was wir bisher von ihnen erfuhren, war ja nichts und nicht „etwas!“ Wie ist es ihnen weiter ergangen im Leben?

Hören wir, es ist ja nur ein Märchen.

Der älteste Bruder, welcher Ziegelsteine machte, wurde bald inne, daß von jedem fertigen Ziegel eine Münze, wenn auch nur von Kupfer, abfiel; doch viele Pfennige aufeinandergelegt machen einen Taler, und wo man mit einem blanken Taler anklopft, sei es beim Bäcker, sei es beim Fleischer, beim Schneider oder sonst wo, bei allen fliegt die Thür auf und man bekommt, was man braucht. Seht, das warfen die kleinen Ziegel ab! Einige sprangen zwar entzwei oder zerbröckelten, aber selbst die konnte man noch verwenden.

Auf dem hohen Damm, dem schützenden Deiche an der Meeresküste wollte Margarete, die arme Frau, sich ein Häuschen bauen. Was sie dazu brauchte, war nicht viel. Der älteste Bruder hatte ein gutes Herz, wenn er es auch nicht weiter brachte als zum Ziegelschläger; er gab ihr alle zerbröckelten Ziegel und noch dazu einige ganze. Die arme Frau baute selbst ihr Häuschen. Es war zwar schmal und eng, die

Tür war niedrig, das einzige Fenster saß schief und das Strohdach war auch kein Kunstwerk, aber es verlieh doch Schutz. Von dem Häuschen konnte man weit hinausschauen über das Meer, das seine salzigen Wogen gegen den Daum spritzte, so daß das ganze Haus oft von weißem Schaum verdeckt war. Aber das Haus trotzte den Wogen und stand fest, während derjenige, der die Ziegelsteine dazu gemacht hatte, schon längst tot und begraben war.

Der zweite Bruder, der verstand das Mauern besser; er hatte es doch gelernt. Nach der Gesellenprüfung schnürte er seinen Ranzen und zog singend hinaus:

„Und wie die Wolken wandern
Am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn
In die weite Welt!
Herr Vater und Frau Mutter,
Daß Gott euch behüt!
Wer weiß, ob in der Ferne
Das Glück mir erblüht?“

Und als er zurückgekommen und Meister geworden war, da mauerte er in der Stadt ein Haus neben dem andern, eine ganze Straße; und als die Straße fertig war und der Stadt zur Zierde gereichte, bauten die Häuser ihm wieder ein Haus, das war nun sein Eigentum. Doch wie ist das möglich? Können denn die Häuser bauen? Frage sie und sie werden dir die Antwort schuldig bleiben, aber die Leute werden sich nun melden und sagen: „Ja, die Straße hat ihm sein Haus gebaut.“

Klein war es und der Fußboden war mit Lehm belegt, aber als er mit seiner Braut über den Lehm Boden hintanzte,

wurde der Boden blank und glatt. Aus jedem Steine in der Wand sprang eine Blume hervor und schmückte das Zimmer wie eine kostbare Tapete. Es war ein hübsches Haus und ein glückliches Ehepaar. Die Innungsfahne flatterte vor dem Hause und Gesellen und Lehrburschen schrien: „Hurra!“ Ja, der war etwas! Und darauf starb er, das war auch etwas.

Nun kam der Architekt, der dritte Bruder, welcher als Zimmermannslehrling anfangen, mit der Mütze gehen und den Laufburschen machen mußte, dann aber von der Akademie aus bis zum Baumeister emporgestiegen war. Seinem Bruder, der Maurermeister war, hatten die Häuser ein Haus gebaut, ihm, dem „Hoch- und Wohlgeborenen Herrn“ gehörte das schönste Haus in der Straße und die ganze Straße erhielt seinen Namen. Das war etwas und er war etwas — mit einem langen Titel vorn und hinten. Seine Kinder waren „vornehme“ Kinder, und als er starb, war seine Witwe eine „Frau von Stand“ — das ist etwas! Und sein Name stand noch immer an der Straßenecke geschrieben und lebte in aller Munde als Straßename — ja, das ist etwas!

Darauf kam das Genie, der vierte Bruder, der etwas Neues, etwas ganz Besonderes erfinden wollte, und noch ein Stockwerk darüber — leider! er fiel herunter und brach den Hals. Allein er bekam ein schönes Begräbniß mit Innungsfahnen und Musik und einen Nachruf in der Zeitung. Seinen mit Blumen geschmückten Sarg trug man über das Pflaster dahin, während zur Seite die Laternen brannten, trotzdem es heller Tag war. Man hielt ihm drei Leichenreden, die eine länger als die andere; das wird ihn sehr gefreut haben, denn er hatte es gern, daß man von ihm sprach. Auch ein Monument wurde ihm auf seinem Grabe errichtet, zwar nur aus einem Stockwerk, aber das ist immerhin et-

was! Nun war auch er gestorben und begraben, wie vorher die drei Brüder.

Der letzte Bruder aber, der alles tadelte und an jedem Ding etwas auszufetzen fand, überlebte sie alle und das war ja eben das Richtige. Dadurch bekam er ja das letzte Wort und das wollte er doch immer haben. Er war doch ein guter Kopf, wie alle Leute sagten.

Endlich schlug aber auch seine letzte Stunde; er starb und kam an die Himmelstür. Die verstorbenen Seelen traten zwei und zwei heran und die neben ihm stand und auch gern hinein wollte, war gerade die alte Frau Margarete aus dem Dammhäuschen an der Meeresküste.

„Muß ich gerade mit dieser elenden Seele hier zusammenreffen!“ dachte der ewige Tadler und laut sagte er: „Wollen Sie auch hinein? Wer sind Sie denn?“

Die alte Frau verneigte sich höflichst; sie meinte, der sie so ansprach, sei St. Petrus selber. „Ich bin eine alte, arme Frau, ohne Familie; wissen Sie, die alte Margarete aus dem Dammhäuschen!“

„Nun, was haben Sie alles getan da unten? Was haben Sie gewirkt und ausgerichtet im Dienste der Menschheit?“

„Wahrhaftig nicht viel; nichts, was mir den Anspruch auf den Himmel gibt. Ich betrachte es als eine Gnade, wenn man mir erlaubt, durch diese Thür einzutreten.“

So standen sie eine Weile, und da es ihm langweilig wurde, so fragte er sie, um doch von etwas zu reden: „Wie haben Sie diese Welt verlassen?“

„Ja, wie ich sie verlassen, das weiß ich nicht. Krank und elend war ich die letzten Jahre her, und als ich dann plötzlich aus dem Bette kriechen und in Frost und Kälte hinaus mußte, da ging ich daran zu Grunde. Es war ja

nicht zu wundern bei dem harten Winter; doch nun habe ich es ja überstanden."

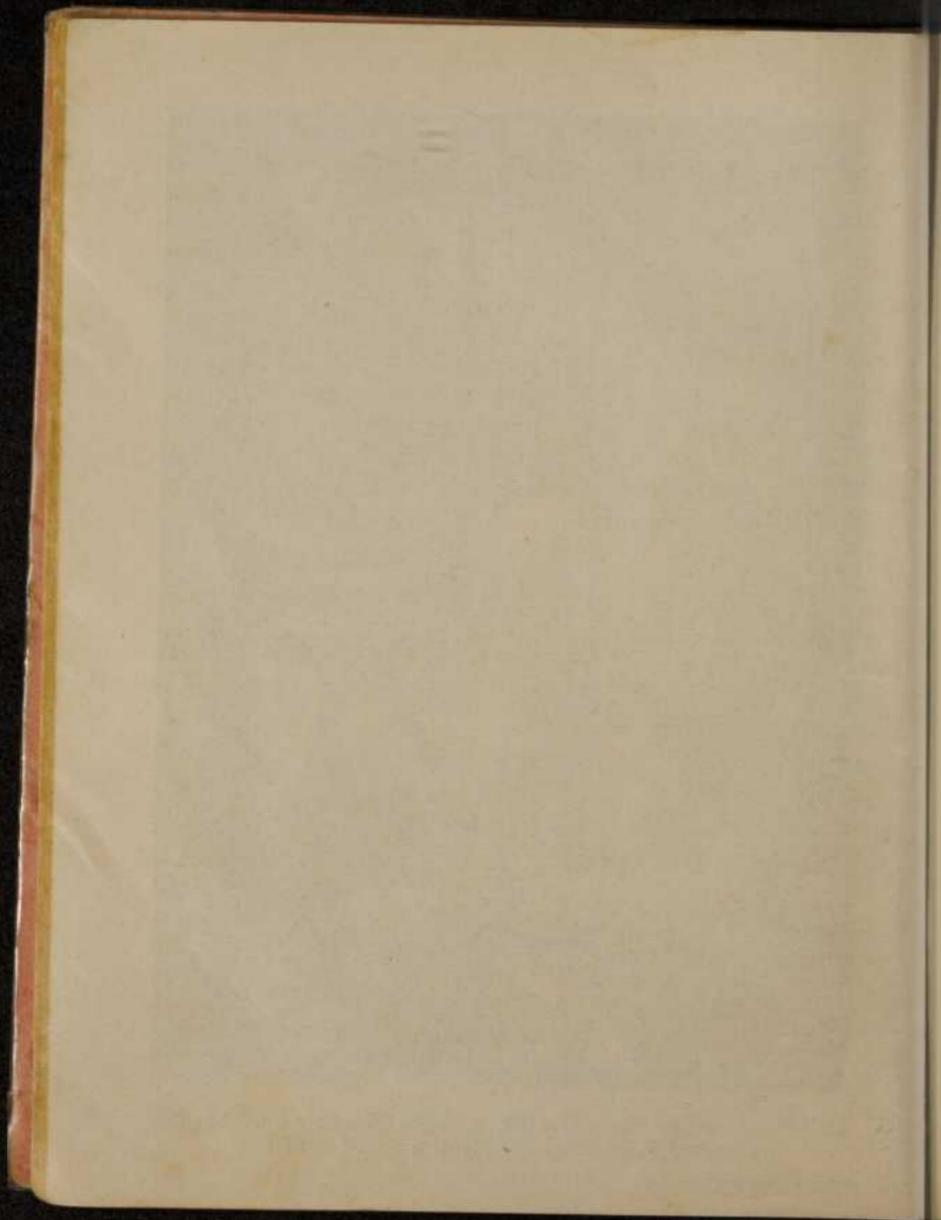
„Wie das kam, wollen Sie wissen? Es war durch einige Tage stilles Wetter. So weit man nur in die Ferne schauen konnte, war das Meer mit einer festen und klaren Eisedecke bedeckt und alle Leute aus der Stadt spazierten hinaus auf das Eis und vergnügten sich mit Schlittschuhlaufen und Tanz. Dazu gab es gute Bewirtung und Musik. Der fröhliche Lärm drang bis in mein ärmliches Stübchen, wo ich im Bette lag. Von da aus konnte ich hinaussehen über das weite Meer und in der Ferne die Gestalten sich bewegen sehen, während der Mond mit seinem Silberglanze am Himmel aufstieg.“

„Da plötzlich sah ich dort, wo sich Himmel und Meer zu berühren scheinen, eine wunderbare, weiße Wolke auftauchen. Ich lag und sah die weiße Wolke an, ich sah auch das schwarze Pünktchen inmitten der Wolke, das immer größer und größer wurde, und nun wußte ich, was das zu bedeuten hatte. Dieses Zeichen sieht man nicht oft; nur alte und erfahrene Leute kennen es. Ich erkannte es sofort und ein Grausen überkam mich. Es ist das Anzeichen der Springflut, die ich schon zweimal früher erlebt hatte. Wenn nun diese Flut mit dem entsetzlichen Sturm über die Menschen, die da draußen umherspringen, tanzen, trinken und jubeln, hereinbricht, so sind sie alle rettungslos verloren. Bevor sie in eiliger Flucht den schützenden Damm erreicht haben, hat sie alle das wild brausende Meer verschlungen.“

„Hilf, Himmel! Jung und alt, die ganze Stadt ist ja draußen beim Feste; wer soll sie warnen, wenn niemand das Zeichen sah, oder, wenn er auch die Wolke sah, sie nicht zu deuten wußte wie ich? Vor Angst und Unruhe gequält ver-



Es soll dir erlaubt sein, hier außen zu stehen und über den Mißerfolg
deines Erdenlebens nachzudenken . . . (S. 27.)



ließ ich mein Bett und erreichte mühsam das Fenster; weiter konnte ich vor Mattigkeit mich nicht schleppen. Mit Mühe öffnete ich das Fenster. Ich sah die Menschen draußen auf dem Eise laufen und springen, ich sah die schönen Flaggen im Winde wehen, ich hörte die Knaben: Hurra! schreien, die Knechte und Mägde singen; — aber hoch über diesen lustigen Menschen stand die weiße Wolke mit dem schwarzen Punkte!“

„Hilf, Himmel! Ich rief, so laut ich es vermochte, allein niemand hörte mich; ich war zu weit entfernt von den Leuten. Bald mußte das Unwetter losbrechen, das Eis bersten und der Sturm rasen — o, sollen denn alle ohne Rettung verloren sein? Meine Stimme hören sie nicht, hinaus zu ihnen kann ich nicht; wie sie warnen vor der kommenden Gefahr?“

„Da gab der gute Gott mir den Gedanken, mein Bett anzuzünden. Lieber lasse ich mein Haus niederbrennen, als daß so viele Menschen jämmerlich umkommen sollen. Es gelang mir, ihnen ein warnendes Licht aufzustecken, denn die rote Flamme loderte hoch empor.“

„Ich schleppte mich glücklich ins Freie; vor der Thür blieb ich liegen, ich konnte nicht weiter. Die Flammen züngelten aus den Fenstern, sie leckten gierig nach mir — doch die Menschen auf dem Eise wurden das Feuer gewahr und sie liefen alle, was sie konnten, herbei, um einer armen Frau zu helfen, die sie nicht lebendig verbrennen lassen wollten. Ich hörte, wie sie herbeikamen; nicht einer blieb zurück. Ich hörte es aber auch plötzlich durch die Luft brausen, wie das Dröhnen schwerer Kanonenschüsse: die Springslut war da. Die Eisdecke hob sich und in einem Nu war sie in tausend Stücke zerschellt, aber die Leute hatten bereits den schützen-

den Damm erreicht, wo die Funken über meinen Leib flogen. Ich habe sie alle errettet!"

„Nur ich ging dabei zu Grunde. Die Kälte und wohl auch der Schrecken haben mir hart zugesetzt und so bin ich nun da herauf an die Himmelstür gekommen. Man sagt ja, daß auch armen Leuten aufgetan wird hier im Himmel, und jetzt bin ich ja arm — denn ich habe kein Haus mehr unten auf dem Damm.“

Da öffnete sich des Himmels Pforte, ein Engel erschien und führte die alte Frau hinein. Draußen verlor sie noch einen Strohalm, der an ihren Kleidern hängen geblieben war, als sie ihr Lager verließ, um es anzuzünden und dadurch so viele Menschen zu retten. Dieser Strohalm verwandelte sich nun in Gold, in gleißendes, wachsendes Gold. Es wuchs in die Höhe und rankte sich als goldene Blüten und goldene Blätter an der Himmelspforte empor.

Der Nörgler sah staunend das Wunder. Da trat der Engel zu ihm und sagte: „Siehe, das brachte die arme Frau; was bringst denn du? Hast du eine einzige Tat vollbracht, die sich mit der der armen Frau auch nur vergleichen läßt? Ich weiß es wohl, daß du in der Welt nichts ausgerichtet hast. Wenn du wenigstens einen einfachen Ziegelstein fertig gebracht hättest! Wahrscheinlich wäre der Stein nicht viel wert gewesen; doch mit gutem Willen gemacht, wäre es doch immerhin etwas gewesen. Doch zurückgehen kannst du nicht mehr und ich kann leider nichts für dich tun!“

Da bat die arme Seele, das Mütterchen aus dem Dammhäuschen, für ihn: „Sein Bruder hat mir die zerbröckelten Ziegelsteine geschenkt, aus welchen ich mein armseliges, kleines Haus baute, und das war für mich Arme sehr viel. Könnte man von den vielen Brocken und auch ganzen Stei-

nen, die sich darunter befanden, nicht wenigstens einen Mauerstein für ihn gelten lassen? Es wäre ein Werk der Barmherzigkeit und Gnade. Ach, wie hilflos und bedürftig er hiersteht! Und der Himmel ist ja der Urquell der Gnade! Ich flehe um Erbarmen für ihn."

Da ließ sich der Engel vernehmen: „Dein Bruder, dessen ehrliches Tun dir am niedrigsten erschien und den du den Geringsten nanntest, schenkt dir von seiner Himmelsgabe einen Stein, einen einzigen Ziegelstein. Du sollst deshalb nicht abgewiesen werden. Es soll dir erlaubt sein, hier außen zu stehen und über den Mißerfolg deines Erdenlebens nachzudenken; hinein gelangst du erst dann, wenn du wenigstens eine gute Tat vollbracht, wenn du etwas getan, was deiner Seele zum ewigen Heile dienen kann."

Und der Engel verschwand und ließ den Tadler allein. „Das hätte ich besser sagen können!" dachte dieser; allein er sprach es nicht aus, er dachte es bloß und das war wohl schon etwas.

5. Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die hielt sich für so fein, daß sie sich allen Ernstes einbildete, eine Nähnaedel zu sein.

„Gebt nur hübsch acht und haltet mich fest," sagte sie zu den Fingern, die sie aus der Nadelbüchse nahmen. „Laßt mich nicht fallen! Wenn ich auf die Erde falle, findet ihr mich gewiß nicht wieder, so fein bin ich."

„Sei nicht so eingebildet!" sagten die Finger und faßten sie derb an.

„Seht ihr, ich komme mit Gefolge,“ sagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden hinter sich her.

Die Finger richteten die Nadel gegen den Pantoffel der Köchin. An dem war das Oberleder geplatzt und sollte nun zusammengenäht werden.

„Eine solche gemeine Arbeit!“ rief die Stopfnadel. Da komme ich gewiß nicht durch. Ach! ich zerbreche, ich zerbreche!“ Und wirklich zerbrach sie. „Habe ich's nicht gleich gesagt?“ seufzte die Stopfnadel. „Ich bin zu fein!“

„Nun ist sie zu nichts mehr nutz,“ sagten die Finger, ohne sie auszulassen. Die Köchin machte einen Kopf aus Siegellack darauf und steckte ihr Tuch damit zusammen.

„Seht, nun bin ich eine Busennadel!“ sagte die Stopfnadel. „Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren kommen würde. Nur der wird etwas, der Talent hat.“ Und sie lachte innerlich; denn von außen kann man es nicht sehen, wenn eine Stopfnadel lacht.

Da saß sie nun so stolz wie in einer herrschaftlichen Kutsche und sah sich nach allen Seiten um. „Darf ich mir erlauben zu fragen: Sind Sie von Gold?“ wandte sie sich an eine Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie sehen sehr hübsch aus und haben Ihren eigenen Kopf. Der ist aber mir klein. Trachten Sie zu wachsen, denn nicht jede bekommt einen Siegellackkopf.“ Bei diesen Worten richtete sich die Stopfnadel so stolz in die Höhe, daß sie das Übergewicht bekam und vom Halstuch herabrutschte. Sie fiel in das Wasserschiff, das die Köchin gerade ausschüttete.

„Nun gehen wir auf Reisen,“ sagte die Stopfnadel, „das ist wieder ein Fortschritt.“ Aber als sie nun im Rinnestein festsaß, seufzte sie: „Ach, ich bin zu fein für diese Welt!“ Sie tröstete sich mit dem Bewußtsein ihres Wertes und

behielt ihre stolze Haltung. Sie verlor ihre gute Laune nicht und ließ alles vorbeischwimmen, was da kam: Späne, Strohhalme und alte Zeitungsfetzen.

„Hei, wie sie es eilig haben!“ sagte sie. „Sie ahnen nichts von meiner Gegenwart, keiner nimmt Notiz von mir. Da segelt ein Span dahin, er denkt an nichts auf der Welt als nur an sein Fortkommen. Da schwimmt ein Strohalm! Nein, wie der sich dreht und wendet! Brüste dich nicht so; wie leicht kannst du an einen Stein stoßen! Da wälzt sich ein Zeitungsfetzen weiter. Was darauf steht, ist längst vergessen, und doch tut er so wichtig. Ich sitze hier still und warte geduldig. Ich weiß, wer ich bin, und was ich bin, das bleibe ich auch!“

Eines Tages lag etwas Glänzendes dicht neben ihr. Sie glaubte, es wäre ein Diamant, aber es war nur ein Flaschenscherben. Weil der so glänzte, so redete die Stopfnadel ihn an und stellte sich als Bujennadel vor. „Sie sind gewiß ein Diamant?“ fragte sie.

„Natürlich, so etwas ähnliches.“ Und da sie ein solches andere für sehr kostbar und wertvoll hielten, so sprachen sie miteinander, wie es in der Welt ungerade zugehe.

„Ich habe in dem Nähkasten einer Köchin gewohnt,“ sagte die Stopfnadel. „Sie hatte an jeder Hand fünf Finger. Aber so etwas Eingebildetes wie diese fünf Finger gibt es auf der ganzen Welt nicht, und sie waren doch nur zu dem Zwecke da, mich aus dem Nähkasten herauszunehmen und wieder hineinzulegen.“

„Waren sie denn wirklich so vornehm?“ fragte der Flaschenscherben.

„Vornehm? Hahaha!“ lachte die Stopfnadel höhnisch. „Nein, aber hochmütig, furchtbar hochmütig! Es waren fünf

Brüder, alles geborene Fingern. Sie hielten fest zueinander, obgleich sie an Größe und Bedeutung verschieden waren. Der äußerste von ihnen war kurz und dick. Er stand außer der Reihe und hatte nur ein Gelenk im Rücken, weshalb er nur eine Bewegung machen konnte. Aber er behauptete, er sei gerade der Unentbehrlichste. Der Mensch, der ihn nicht hat, taugt nicht zum Soldaten. Topflecker, der zweite, probierte Süßes und Saures, zeigte auf Sonne und Mond und gab beim Schreiben den Nachdruck. Der dritte, Langemann, überragte die andern alle. Goldener hieß der vierte, der trug einen goldenen Gürtel um den Leib, und Liliput, der kleinste, tat gar nichts, und darauf war er noch stolz. Alle fünf waren rechte Prahlhänse und deshalb verließ ich sie und ging auf die Reise.“

„Ja, nun liegen wir hier im Rinnstein und glänzen,“ sagte der Flaschenscherben. Da kam ein Wasserstrom daher und riß den Scherben mit sich fort.

„Ei, sieh, nun wird er befördert!“ sagte die Stopfnadel. „Ich bleibe hier sitzen, ich bin zu fein. Aber das ist gerade mein Stolz. Alle Hochachtung!“ Sie richtete sich auf und gab sich ihren Gedanken hin.

„Fast möchte ich glauben, daß ich von einem Sonnenstrahle abstamme, weil ich so fein bin. Es ist mir auch, als suchten mich die Sonnenstrahlen hier unter dem Wasser. Ach, ich bin so fein, daß meine eigene Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein verlorenes Auge noch, ich glaube, ich könnte weinen. Aber ich tu es doch nicht; weinen ist nicht fein.“

Eines Tages hockten ein paar Straßenjungen am Rinnstein und wühlten darin, ob sie nicht einen alten Nagel,

einen Knopf oder gar eine Münze fänden. Das war wohl eine schmutzige Arbeit, aber sie hatten ihr Vergnügen daran.

„Au! du bist mir aber ein netter Bursche,“ rief plötzlich der eine. Die Stopfnadel war ihm in die Hand gefahren.

„Ich bin gar kein Bursche, ich bin ein Fräulein,“ sagte die Stopfnadel ärgerlich, aber es hörte es keiner. Sie hatte ihren Siegellackkopf verloren und war im Rinnstein schwarz geworden. Aber da schwarz schlank macht, dünkte sie sich noch feiner als zuvor.

„Da kommt eine Eierschale angesegelt!“ riefen die Knaben. Und sie nahmen die Stopfnadel und bohrten sie mitten in die Eierschale. Das war ihr recht; die neue Umgebung paßte ihr, denn sie fand, daß sich ihre feine, dunkle Gestalt in den weißen Wänden gut ausnehme.

„Wenn ich nur nicht seekrank werde, sonst ist's um mich geschehen.“ Aber sie wurde nicht seekrank und vor Freude und Stolz rief sie aus: „Ein stählerner Leib ist gut gegen die Seekrankheit, aber es gehört auch starkes Selbstbewußtsein dazu und das habe ich zum Glück. Ja, ja, je feiner man ist, desto mehr kann man vertragen.“

„Strach!“ sagte die Eierschale. Ein Lastwagen war über sie hinweg gefahren.

„Du, wie das drückt!“ wimmerte die Stopfnadel. „Das ist mein Letztes. Ich sterbe, ich gebe den Geist auf!“

Aber sie gab den Geist nicht auf, obgleich die Räder des schweren Lastwagens über sie hinweg rollten. Sie lag in ihrer ganzen Länge da und so mag sie liegen bleiben.

6. Der Sandmann.

Auf der ganzen Welt gibt es niemanden, der so viele und schöne Geschichten weiß, als Sandmann, den Augenschließer. Ja, der kann erzählen!

Wenn es Abend wird und die Kinder ruhig und artig am Tische sitzen, kommt der Sandmann. Er kommt leise die Treppe herauf, denn er geht auf Socken. Leise öffnet er die Thür und husch! streut er den Kindern feinen, weißen Sand in die Augen, daß ihnen die Lider schwer werden. Sie können die Augen nicht offen halten, darum sehen sie ihn nicht. Er schleicht sich hinter sie und bläst ihnen sanft in den Nacken; davon wird ihnen der Kopf schwer. Aber es tut nicht weh, denn der Sandmann meint es gut mit den Kindern. Er will nur, daß sie recht still sein sollen, und das sind sie am ehesten in ihren kleinen Betten. Warum sollen sie aber still sein? Ei, damit er ihnen schöne Geschichten erzählen kann.

Wenn die Kinder dann schlafen, setzt sich der Sandmann auf ihr Bett. Er hat ein schönes Röcklein von feiner Seide, aber man kann nicht sagen, von welcher Farbe, denn es glänzt grün, rot und blau, je nachdem es sich wendet. Unter jedem Arme hält er einen Regenschirm. Auf dem einen sind schöne Bilder; den spannt er über die guten Kinder auf, dann träumen sie die ganze Nacht die herrlichsten Geschichten. Den andern Schirm aber, auf dem nichts zu sehen ist, stellt er über die unartigen Kinder, dann schlafen sie so fest wie die Murmeliere, und wenn sie des Morgens erwachen, dann haben sie nicht das Geringste geträumt.

Nun wollen wir hören, wie der Sandmann durch eine ganze Woche hindurch jeden Abend zu einem kleinen Knaben

kam und was er ihm erzählte. Es sind sieben Geschichten, denn die Woche hat sieben Tage.

Montag.

Als der kleine Knabe, der Hjalmar hieß, am Abend zu Bette gebracht wurde, da sprach der Sandmann zu ihm: „Paß auf! nun werde ich dir dein Zimmer auspuzen.“ Und da wurden alle Blumen in den Töpfen am Fenster zu großen Bäumen. Die streckten ihre Zweige bis unter das Dach und die Wände entlang, so daß das Zimmer wie ein prächtiges Gewächshaus ausah. Die Zweige waren mit Blüten überfät und jede davon war schöner als die schönste Rose und duftete lieblich, und wenn man sie essen wollte, war sie süßer als Eingemachtes. Die Früchte glänzten wie Gold und auf dem Tische waren Kuchen, die waren so dick mit Rosinen gefüllt, daß sie an der Seite aufplakten. Es war unvergleichlich schön.

Aber auf einmal ertönte ein schreckliches Zammern und Wehklagen. Es kam aus der Schublade des Tisches, wo Hjalmars Schulbücher lagen. „Was ist denn das?“ rief der Sandmann und zog die Schublade heraus. Die Schiefertafel war es, in der es so klopfte und klapperte; in dem Rechenbeispiel stand eine falsche Zahl, welche verbessert sein wollte. Der Griffel konnte es gar nicht erwarten und hüpfte und riß an seiner Schnur, als ob er ein kleiner Hund wäre; aber es war vergeblich. Auch aus Hjalmars Schreibbuch ertönten Klageklänge. Es war ganz schrecklich anzuhören. Auf jeder Zeile des Schreibheftes stand ein großer Buchstabe und daneben ein kleiner; das war die Vorschrift. Daneben standen die Buchstaben, welche Hjalmar geschrieben hatte. Sie glaubten ebenso auszu sehen wie die Vorschrift aber sie lagen so schräg.

als ob sie über die Linien, auf denen sie stehen sollten, hinunter gerutscht wären.

„Seht, so sollt ihr euch halten!“ sagte die Vorschrift, „ein wenig schräg, mit kräftigem Schwunge!“

„O, wir möchten ja gern,“ sagten Hjalmar's Buchstaben, „aber wir können nicht, wir sind zu schwach!“

„Dann müßt ihr Lebertran einnehmen,“ sagte der Sandmann.

„Nein, nein! nur das nicht!“ riefen sie und richteten sich sofort schlank in die Höhe, daß es eine Lust war.

„Ja, nun kann ich aber keine Geschichte erzählen,“ sagte der Sandmann. „Nun muß ich mit ihnen exerzieren, eins, zwei! — eins, zwei!“ und so exerzierte er mit den Buchstaben. Bald standen sie so schön und schlank da wie die Vorschrift.

Aber als der Sandmann verschwunden war und Hjalmar sie am Morgen betrachtete, waren sie so elend und jämmerlich wie früher.

Dienstag.

Sobald Hjalmar zu Bett gegangen war, berührte der Sandmann mit seinem Zauberstabe alle Möbel im Zimmer. Sogleich fingen sie zu plaudern an und sprachen alle von sich selbst. Nur der Spucknapf stand schweigsam da und ärgerte sich, daß sie so eitel sein konnten, nur an sich selbst zu denken und von sich selbst zu reden. Keiner nahm Rücksicht auf ihn, der doch so bescheiden in der Ecke stand und sich ansputzen ließ.

Über dem Sofa hing ein großes Gemälde in vergoldetem Rahmen. Es enthielt eine Landschaft. Man sah darauf große, alte Bäume, Blumen im Grase und einen

breiten Fluß, welcher sich durch den Wald und durch Wiesen schlängelte, an stolzen Schlössern vorbeiet, bis hinaus in das wilde Meer.

Kaum hatte der Sandmann mit seinem Zauberstabe das Gemälde berührt, so sängen die Vögel darauf an zu sängen, die Zweige der Bäume bewegten sich und die Wolken zogen weiter, so daß man ihren Schatten über die Landschaft hingleiten sah.

Nun hob der Sandmann den kleinen Hjalmar zu dem Rahmen empor und stellte ihn mit den Füßen mitten in das Gemälde in das hohe Gras. Da stand er nun und die Sonne schien durch die Zweige auf ihn hernieder. Hurtig lief er zum Wasser hinab und setzte sich in ein kleines Boot, welches dort lag. Es war rot und weiß angestrichen und seine Segel glänzten wie Silber. Sechs Schwäne mit Goldkronen um den Hals und einem strahlenden blauen Stern auf dem Kopfe zogen das Schiffelein an dem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen erzählen und die Blumen von den zierlichen kleinen Elfen und bunten Schmetterlingen plaudern.

Die herrlichsten Fische mit silbernen und goldenen Schuppen schwammen dem Boote nach. Zuweilen machten sie einen Sprung, daß das Wasser aufspritzte, und bunte Vögel, große und kleine, flogen in zwei langen Reihen hinterher. Die Mücken tanzten und die Mauläfer sagten: sum, sum! Alle wollten Hjalmar begleiten und jeder hatte eine Geschichte zu erzählen.

Das war eine lustige Fahrt!

Bald war der Wald dicht und dunkel, bald wie der herrlichste Garten voll Sonnenschein und Blumenduft. Am Ufer lagen prächtige Schlösser von Glas und Marmor und

auf den Altanen standen Prinzessinnen. Hjalmar erkannte sie alle, es waren kleine Mädchen, mit denen er früher gespielt hatte. Die streckten ihm die Hände entgegen und jede hielt ihm ein Zuckerbrezel hin, das war schöner und größer als die, welche die Marktfrau verkauft. Hjalmar hatte im Vorüberfahren seinen Finger in den Brezelring und die Prinzessin hielt an der anderen Seite fest. So bekam jedes ein Stück, sie das kleinste, er das größte. Vor jedem Schloß standen kleine Prinzen Schildwache. Sie hatten goldene Säbel und ließen aus einer Kanone Rosinen und Zinnsoldaten herauschießen. Man sah es ihnen an, daß es echte Prinzen waren.

Auch an Städten kam das Boot vorüber. In einer derselben wohnte sein Kindermädchen, das ihn gewartet und getragen hatte, als er noch ganz klein war, und die ihm immer so gut gewesen. Sie nickte und winkte und sang das hübsche kleine Lied, das sie selbst gedichtet und Hjalmar so oft gesungen hatte:

„Schlase, Hjalmar, schlase ein!
 Strample nicht mit deinem Bein,
 Sonst kommt eine weiße Maus,
 Jagt den Traum zum Fenster 'naus,
 Springt dir in dein Bett hinein.
 Schlase, Hjalmar, schlase ein!“

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen wiegten sich auf den Stielen und die Bäume senkten ihre Zweige, als ob der Sandmann ihnen auch Geschichten erzählte.

Mittwoch.

O, wie es draußen regnete! Hjalmar konnte es im Schlase hören, und als der Sandmann das Fenster öffnete,

stand das Wasser bis an das Fensterbrett. Es war ein ganzer See draußen, aber dicht am Hause lag ein prächtiges Schiff.

„Willst du mitfahren, kleiner Hjalmar?“ fragte der Sandmann, „so fahren wir ins weite Meer hinaus in fremde Länder und sind morgen früh wieder zurück.“

Plötzlich stand Hjalmar in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem stolzen Schiffe. Das Wetter hellte sich auf und sie segelten durch die Straßen, um die Kirche herum und besanden sich bald auf offener See. Vom Festlande war nichts mehr zu erblicken, man sah nur einen Schwarm Störche, die aus der Heimat kamen und nach den warmen Ländern wollten. Sie flogen einer hinter dem andern und hatten schon eine lange Reise hinter sich. Einer war so müde, daß ihn seine Flügel kaum mehr tragen konnten. Er war der letzte in der Reihe und blieb bald ein großes Stück hinter seinen Kameraden zurück. Zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer. Wohl machte er mit seinen Schwingen noch ein paar unsichere Schläge, aber es half nichts. Schon berührte er mit seinen Füßen das Tackelwerk des Schiffes, nun glitt er am Segel herab und bums! — da stand er auf dem Verdeck.

Nun nahm ihn der Schiffsjunge und sperrte ihn in das Hühnerhaus zu den Hühnern, Enten und Truthähnern. Der arme Storch stand ganz niedergeschlagen unter ihnen.

„Schau den Kerl an!“ sagten die Hühner und der Truthahn machte sich wichtig an ihn heran, blies sich auf und fragte: „Wer bist denn du?“ Die Enten gingen nach rückwärts, stießen sich an und schnatterten: „Gack, gack! Paßt auf!“

Und der Storch erzählte vom heißen Afrika, von den Pyramiden und von dem Vogel Strauß, der wie ein wildes

Pferd durch die Wüste jagt. Aber die Enten begriffen ihn nicht. Sie stießen sich bedeutungsvoll an und sagten: „Darüber sind wir wohl alle einig: er ist ein bißchen dumm!“

„Ja wohl, ja wohl!“ kollerte der Truthahn. Da schwieg der Storch und dachte an sein liebes Afrika.

Doch der Truthahn ließ ihm keine Ruhe und höhnte ihn: „Deine Beine sind so lang, daß man sie mit der Elle messen kann. Was kostet ein Meter davon?“ Und die Enten sagten: „Gack, gack, gack!“ — was soviel wie „bravo!“ heißen sollte. Der Storch tat, als ob er es nicht gehört hätte.

„Du kannst schon mitlachen, wenn ich einen Witz mache,“ spottete der Hahn. „Aber der ist natürlich zu hoch für dich. Du verstehst meine geistreiche Sprache nicht, weil du zu beschränkt bist. Verschwenden wir unsere guten Einfälle nicht an ihn und bleiben wir hübsch unter uns!“

Die Hühner und Enten glückten und schnatterten vor Freude über das treffende Urteil des Truthahnes und spendeten ihm Beifall.

Aber Hjalmar trat an das Hühnerhaus, öffnete die Tür und lockte den Storch zu sich. Der hüpfte heraus auf das Verdeck. Nun hatte er sich ja ausgeruht und es war, als ob er Hjalmar dankbar zunickte. Dann breitete er seine Flügel aus, erhob sich und flog nach den warmen Ländern. Da gluckten die Hühner vor Überraschung, die Enten schnatterten und der Truthahn wurde feuerrot im Gesicht.

„Morgen wird Suppe von euch gekocht!“ rief Hjalmar. Da erwachte er und lag in seinem Bettchen. Es war doch eine wunderbare Reise, die ihn der Sandmann diese Nacht hatte machen lassen.

Donnerstag.

„Du wirst dich doch nicht fürchten, mein Bälblein?“ sagte der Sandmann und hielt Hjalmar auf der Hand eine kleine Maus hin. „Sie ist gekommen, dich zur Hochzeit einzuladen. Zwei junge Mäuse aus ihrer Verwandtschaft wollen heute nacht in den Stand der Ehe treten. Sie wohnen unter dem Fußboden der Speisekammer; das soll eine schöne Wohnung sein.“

„Aber wie komme ich denn durch das kleine Mauselloch in dem Fußboden?“ fragte Hjalmar.

„Laß mich nur machen!“ sagte der Sandmann. Da berührte er Hjalmar mit seinem Zauberstabe, worauf dieser sofort zusammenschrumpfte, so daß er nur mehr fingerlang war. „Nun kannst du dir von deinen Zinnsoldaten die Uniform borgen. Ich denke, sie wird dir passen und es empfiehlt sich, in Uniform zu erscheinen, wenn man in Gesellschaft geht.“

„Ja freilich!“ sagte Hjalmar und im nächsten Augenblick stand er als Zinnsoldat in glänzender Uniform.

„Haben Sie die Freundlichkeit und setzen Sie sich in den Fingerhut Ihrer Frau Mutter,“ sagte die kleine Maus, „dann werde ich die Ehre haben, mit Ihnen zur Hochzeit zu fahren!“

„Gott bewahre! Fräulein werden sich doch nicht selbst bemühen?“ wehrte Hjalmar höflich ab, aber die kleine Maus hatte bereits ihr Schwänzchen um den Fingerhut gewickelt und so fuhren sie zur Mäusehochzeit.

Zuerst kamen sie unter dem Fußboden in einen langen Gang, der war nicht höher, als daß sie gerade mit dem Fingerhut durchfahren konnten. Die Beleuchtung bestand aus faulem Holze.

„Riecht es hier nicht herrlich?“ fragte die Maus. „Der ganze Gang ist mit Speckschwarten ausgelegt. Kann es etwas Schöneres geben?“

Nun gelangten sie in den Hochzeitsaal. Hier standen zur Rechten alle kleinen Mäusedamen und zischelten und tuschelten miteinander, als wollten sie sich gegenseitig zum besten halten; zur Linken alle Mäuseherren und strichen sich mit der Pfote ihren Schnauzbart. Mitten in dem Saale aber sah man das Brautpaar. Es stand in einer ausgehöhlten Käserinde und küßte sich vor aller Augen unaufhörlich, denn es war Verlobung und sollte zugleich Hochzeit sein.

Die Gäste kamen immer zahlreicher herbei. Das Gedränge war so arg, daß es nahe daran war, eine Maus werde die andere trittreten. Zuletzt stellte sich das Brautpaar mitten in die Thür, so daß man weder hinaus noch herein konnte. Auch der Saal war mit Speckschwarten ausgelegt und das war auch die ganze Bewirtung. Aber zum Nachtißch wurde eine Erbse herumgereicht, in die eine Maus aus der Familie der Brautleute die Namen des Hochzeitspaares hineingebissen hatte, d. h. nur die Anfangsbuchstaben. Das war etwas Außerordentliches.

Alle Mäuse lobten die getroffenen Anordnungen und unterhielten sich vortrefflich. Endlich traten Braut und Bräutigam von der Thür weg und Hjalmar konnte wieder nach Hause fahren. Er freute sich, in so vornehmer Gesellschaft gewesen zu sein, und oft noch fiel ihm ein, wie er sich hatte ducken und Kleinmachen müssen, damit ihm die Binnsoldatenuniform paßte.

Freitag.

„Es ist unglaublich, wie viele alte Leute ich besuchen soll,“ sagte der Sandmann. „Besonders die, welche Böses

getan haben, wünschen mich herbei. „Dieber Sandmann,“ sagen sie, „wir können kein Auge schließen die ganze Nacht hindurch. Die bösen Taten, die wir verbrochen haben, sitzen wie kleine, häßliche Kobolde auf dem Rande des Bettes und bespritzen uns mit heißem Wasser. Möchtest du nicht kommen und sie fortjagen, damit wir einschlafen können?“ Und dann seufzten sie tief auf: „Wir wollen es gern bezahlen. Bitte, lieber Sandmann, das Geld liegt am Fenster!“ — Aber ich tu's eben nicht für Geld,“ sagte der Sandmann im Bewußtsein seiner Wichtigkeit.

„Wohin geht es heute nacht?“ fragte Hjalmar.

„Ja, ich weiß nicht, ob du Lust hast, heute wieder auf eine Hochzeit zu gehen, freilich eine andere wie gestern. Deiner Schwester große Puppe, die wie ein Mann aussieht und Hermann genannt wird, will sich mit der Puppe Berta verheiraten. Diese hat obendrein heute ihren Geburtstag, da werden sie sicher viele Geschenke bekommen.“

„Ja, das kenne ich schon,“ sagte Hjalmar, „immer, wenn die Puppen neue Kleider brauchen, läßt meine Schwester sie Hochzeit halten oder Geburtstag feiern. Ich habe das schon hundertmal erlebt.“

„Aber in dieser Nacht ist es die hundertunderste Hochzeit und die wird über alle Maßen schön sein. Sieh nur einmal!“

Und Hjalmar sah nach dem Tische. Da stand das kleine Puppenhaus mit hell erleuchteten Fenstern, davor eine Reihe Zimmsoldaten, die präsentierten alle das Gewehr. Das Brautpaar saß, in Gedanken versunken, wozu es wohl Ursache hatte, auf dem Fußboden und lehnte sich gegen ein Tischbein, während der Sandmann, eingehüllt in Großmutter's schwarzen Rock, sie traute. Als die Trauung vorüber war, stimmten alle Möbel in der Stube folgenden schönen Gesang an, den der

Blleistift gedichtet hatte und der nach der Melodie des Zapfenstreiches gesungen wurde:

„Ein Hoch dem Brautpaar steif und starr,
Ihm bringen wir Geschenke dar.
Sie rühren sich nicht, mein liebes Kind,
Weil sie von Handschuhleder sind.“

Und nun bekamen sie Geschenke; aber alle Schwären hatten sie sich verbeten, denn sie waren satt von ihrer Liebe.

„Wollen wir nun aufs Land gehen oder eine Hochzeitsreise machen?“ fragte der Bräutigam. Und sie zogen die vielgereiste Schwalbe und die alte, erfahrene Hoshenne, welche schon fünfmal Küchlein ausgebrütet hatte, zu Rate.

Die Schwalbe erzählte von den herrlichen warmen Ländern, wo die Luft so mild ist, wo die Rosen das ganze Jahr hindurch blühen und die Weintrauben groß und schwer am Stocke hängen und tausend Mücken im Sonnenlichte spielen.

„Aber grünen Kohl gibt es dort nicht!“ sagte die Henne. „Ich war einen Sommer lang mit allen meinen Küchlein auf dem Lande. Da war eine Sandgrube, in der konnten wir umhergehen und scharren und krazen; auch hatten wir Zutritt in den Gemüsegarten. Da gab es herrlichen grünen Kohl. Ich kann mir auf der Welt nichts Schöneres denken.“

„Aber ein Kohlstunk sieht aus wie der andere,“ sagte die Schwalbe, „was ist denn da Schönes daran? Und oft tritt schlechtes Wetter ein.“

„Na, das gewöhnt man mit der Zeit,“ meinte die Henne.

„Aber es wird kalt und friert sogar manchmal.“

„Das schadet den Kohlpflanzen nicht,“ sagte die Henne. „Abgesehen kann es ja auch warm werden. Hatten wir nicht

voriges Jahr einen Sommer, der volle fünf Wochen lang dauerte? Es war heiß zum Ersticken. Auch gibt es bei uns keine giftigen Tiere wie in den warmen Ländern und auch keine Räuber. Wer unser Land nicht für das schönste und beste hält, verdient nicht, darin zu wohnen." Und die alte Henne weinte vor Aufregung; dann fuhr sie fort: „Ich bin auch gereist. Ich bin in einem Korbe über zwölf Meilen gefahren. Das Reisen ist durchaus kein Vergnügen.“

„Ja wohl, die Henne ist eine kluge Frau,“ sagte die Puppe Berta. „Ich mache mir nichts aus dem Gebirge, da muß man immer bergauf, bergab. Nein, wir gehen lieber aufs Land, besuchen die Sandgrube vor dem Stadttor und spazieren im Kohlgarten umher.“

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

„Erzähle mir wieder eine Geschichte, lieber Sandmann!“ sagte Hjalmar, nachdem er die Augen zum Einschlafen geschlossen hatte.

„Heute haben wir dazu keine Zeit,“ sagte der Sandmann und spannte seinen schönen Regenschirm über ihm auf. „Sieh dir nur diese Chinesen an!“

Der Regenschirm sah aus wie eine chinesische Schale, darauf waren blaue Bäume und hohe Brücken mit spizen Bogen und kleine Chinesen, die mit dem Kopfe nickten.

„Du weißt ja, morgen ist Sonntag,“ sagte der Sandmann, „da müssen wir die ganze Welt aufspuzen. Ich will hinauf zu den Kirchtürmen und nachsehen, ob die kleinen Kobolde die Glocken schön poliert haben, damit sie morgen hell erklingen. Dann muß ich hinaus in Wald und Feld, daß die Winde den Staub von allen Blättern und Gräsern

blasen, und dann kommt das Schwerste: ich muß alle Sterne herunterholen und blank putzen. Ich nehme sie in meine Schürze; aber vorher muß ich sie numerieren und die Löcher, worin sie da oben sitzen, müssen auch numeriert werden, damit sie alle wieder an die richtige Stelle kommen. Sonst sitzen sie nicht fest und wir bekommen zu viele Sternschnuppen; es würde einer nach dem andern herunterpurzeln.“

„Hören Sie, Herr Sandmann,“ sagte ein altes Bild, welches an der Wand über Hjalmar's Bettchen hing, „ich bin Hjalmar's Urgroßvater, ich danke Ihnen, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen. Aber Sie müssen seine Begriffe nicht verwirren. Die Sterne kann man nicht herunternehmen; sie sind ja Weltkugeln wie unsere Erde. Der liebe Gott hat es ja so eingerichtet.“

„Schönen Dank, alter Großpapa,“ sagte der Sandmann. „Du bist ja das Haupt der Familie, der Urvater und kannst dir auf dein Alter schon etwas einbilden, aber ich bin doch älter als du. Ich bin nämlich ein alter Heide. Die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott. Ich bin viel in der Welt umhergekommen, war in den vornehmsten Häusern, bei Kaisern und Königen; ich brauche keine Belehrungen von dir. Nun kannst du erzählen!“ Damit ging er fort und nahm seinen schönen Regenschirm mit.

„Na, na, jetzt darf man nicht einmal mehr seine Meinung aussprechen!“ brummte das alte Bild. Darüber erwachte Hjalmar.

Sonntag.

„Guten Abend,“ sagte der Sandmann. Hjalmar nickte ihm zu, sprang aber gleich nach dem Bilde des alten Groß-

vaters und drehte es um gegen die Wand, damit es nicht wieder dreinreden konnte wie gestern abend.

„Nun mußt du mir Geschichten erzählen,“ sagte er, „von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, vom standhaften Zinnsoldaten und von der Stopfnadel, die so vornehm tat, daß sie sich einbildete, eine Nähnadel zu sein.“

„Man kann auch des Guten zuviel bekommen,“ sagte der Sandmann. „Ich will dir lieber etwas zeigen, das tu' ich so gern. Du sollst meinen Bruder sehen. Er heißt wie ich, aber er kommt nur einmal, und wen er besucht, den nimmt er mit auf sein Pferd und erzählt ihm Geschichten. Er kennt nur zwei; die eine ist schön, wie sich's kein Mensch auf der Welt denken kann, die andere aber so schauerlich, daß sich jeder abwendet, der sie hören muß.“

Dann öffnete der Sandmann das Fenster, hob Hjalmar in die Höhe und sagte: „Sieh, dort reitet mein Bruder. Die Menschen nennen ihn den Tod. Er sieht nicht so schlimm aus wie in den Bilderbüchern, wo er als Knochenmann abgemalt ist. Nein, er trägt eine schöne Husarenuniform mit silberner Verschnürung, von seinen Schultern weht ein schwarzer Samtmantel. Sieh nur, wie er im Galopp dahinfliehet!“

Und Hjalmar sah, wie des Sandmanns Bruder vorbeiritt und wie er alte und junge Leute auf sein Pferd nahm. Einige setzte er vorn, andere hinten auf, aber immer fragte er zuerst: „Wie steht's mit der Schulnachricht?“

„Ei, gut!“ antworteten alle.

„Laßt mich selbst sehen!“ sagte er und dann mußten ihm alle ihren Ausweis zeigen. Die „sehr gut“ hatten, setzte er vorn aufs Pferd und erzählte ihnen die schöne Geschichte, die aber „nicht genügend“ hatten, kamen hinten

auf und mußten die schreckliche Geschichte hören. Sie zitterten und weinten und wollten vom Pferde springen, konnten es aber nicht, denn sie waren darauf festgewachsen.

„Dein Bruder gefällt mir sehr gut,“ sagte Hjalmar. „Der Tod ist ja ein prächtiger Kerl; ich fürchte mich nicht vor ihm.“

„Das brauchst du auch nicht,“ antwortete der Sandmann. „Sieh nur zu, daß du immer gute Noten aufweisen kannst!“

„Das will ich von Hjalmar hoffen!“ murmelte der Urgroßvater auf dem umgekehrten Bilde. „So, nun wißt ihr auch meine Meinung.“ Und er nickte befriedigt. Man erkannte es an dem Wackeln des Bildes.

Seht, das ist die Geschichte von dem Sandmann, dem Augenschließer. Wenn du mehr von ihm wissen willst, so erwarte ihn nur selbst heute nacht. Er wird auch für dich noch eine Geschichte übrig haben.

7. Die Störche.

Auf dem letzten Hause eines Dörchens war ein Storchnest. Die Storchmutter saß darin mit ihren vier Jungen, welche die Köpfe mit den kleinen schwarzen Schnäbeln hervorstreckten — rot werden die Schnäbel erst, wenn die Störche groß geworden sind. Ein kleines Stückchen davon entfernt stand auf dem Dachfirste steif und gravitatisch der Storchvater; er hatte das eine Bein unter sich gezogen, um doch nicht ganz müßig zu sein, während er Schildwache stand. Man hätte glauben können, er sei aus Holz, so unbeweglich stand er.

„Es sieht gewiß sehr vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neste hat!“ dachte er. „Die Leute können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, und glauben gewiß, daß ich hieher kommandiert worden bin. Das erhöht unser Ansehen.“ Und er fuhr fort, auf einem Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielten Kinder, und als sie die Störche erblickten, sang einer der kocksten Buben das alte Storchlied und bald sang die ganze Schar mit:

„Storch, Storch, fliege weg,
 Bleib nicht stets auf einem Flock,
 Deine Frau im Neste liegt,
 Wo sie ihre Jungen wiegt.
 Das eine wird gehängt,
 Das andre wird versengt,
 Das dritte man erschießt,
 Das vierte wird gespiest.“

„Höre nur, was die Jungen singen!“ sagten die kleinen Störche zur Mutter. „Wir sollen gehängt und versengt werden!“

„Hört nicht auf das dumme Lied,“ sagte die Storchmutter. „Seid außer Sorge, sie können euch nichts tun!“

Aber die Jungen fuhren fort zu singen und wiesen auf den Storch mit den Fingern; nur ein Knabe, namens Peter, sagte, daß es eine Sünde sei, die Tiere zum besten zu haben, und beteiligte sich nicht bei den Spöttereien. Die Storchmutter tröstete ihre Jungen: „Kümmert euch nicht darum,“ sagte sie, „seht nur, wie ruhig euer Vater steht, und noch dazu auf einem Beine!“

„Wir fürchten uns doch!“ sagten die Storchkinder und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am andern Tage sangen die Kinder beim Spielen wieder ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt“ —

„Werden wir gewiß nicht gehängt und versengt?“ fragten die kleinen Störche.

„Nein, gewiß nicht!“ sagte die Mutter. „Beruhigt euch nur! Ihr sollt jetzt fliegen lernen, ich will es euch lehren! Dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und machen den Fröschen einen Besuch; die verneigen sich vor uns und schreien: ‚Koag, koag!‘ Und dann essen wir sie auf. Das soll eine Lust werden!“

„Und was dann?“ fragten die Storchjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche hier im ganzen Lande zum Herbstmanöver; da muß man gut fliegen können, das ist von großer Wichtigkeit. Denn wer es nicht kann, wird vom General mit dem Schnabel totgestochen; deshalb paßt recht auf und gebt euch Mühe, daß ihr das Fliegen erlernt!“

„So werden wir also doch gespießt, wie die Knaben sagten, und höre nur, jetzt singen sie es schon wieder!“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sagte die Storchmutter. „Nach dem großen Herbstmanöver fliegen wir nach warmen Ländern, weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo es große, dreieckige Steinhäuser gibt, deren Spitzen bis in die Wolken ragen. Sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch sich denken kann. Dort ist auch ein Fluß, der Nil, welcher

aus seinem Nette tritt. Dann erfüllt sich das ganze Land mit Schlamm und wir spazieren darin herum und verspeisen die Frösche."

"O!" sagten alle Jungen.

"Ja, da ist es herrlich! Man tut den ganzen Tag nichts anderes als essen, und während wir es dort so gut haben, ist es hier so kalt, daß die Wolken in Stücke frieren und in kleinen, weißen Fetzen herunterfallen!" Sie meinte den Schnee, aber sie konnte sich nicht besser ausdrücken.

"Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

"Nein, in Stücke frieren sie nicht, aber sie müssen viel von der Kälte leiden, wenn sie es nicht vorziehen, in der dunklen Stube hinter dem warmen Ofen hocken zu bleiben. Ihr könnt hingegen in fremden Ländern umherfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein gibt."

Inzwischen verstrich die Zeit und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrecht stehen konnten. Der Storchvater kam jeden Tag und brachte schöne Frösche, kleine Schlangen und alle Storchleckereien, die er nur finden konnte. Darüber freuten sich die Jungen, aber noch mehr, wenn er ihnen Kunststücke vormachte. Er konnte den Kopf zurückbeugen bis an den Schwanz und mit dem Schnabel klappern wie mit einer Karreitragklapper. Auch erzählte er ihnen schöne Geschichten, aber die handelten immer vom Sumpfe.

"Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!" sagte eines Tages die Storchmutter und dann mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten, wie sie mit den Flügeln schlugen, um sich im Gleichgewicht zu halten, und doch waren sie nahe daran, hinunter zu fallen!

„Seht nur auf mich!“ sagte die Mutter. „So müßt ihr den Kopf halten! So müßt ihr die Füße stellen! Eins, zwei! Eins, zwei! So kommt ihr vorwärts in der Welt!“ Dann flog sie ein kleines Stück und die Jungen machten einen unbeholfenen Sprung. Bauz! da lagen sie, denn ihr Körper war noch zu schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen!“ sagte das eine Junge und kroch wieder in das Nest zurück, „ich sehne mich nicht nach den warmen Ländern.“

„So willst du also hier erfrieren, wenn es Winter wird? Oder sollen die Knaben kommen, um dich zu hängen, zu sengen und zu braten? Gut, ich werde sie rufen!“

„O nein!“ sagte der junge Storch und hüpfte wieder auf das Dach wie die andern. Am dritten Tage ging es schon ein wenig besser, und da glaubten sie, daß sie auch in der Luft schweben könnten wie die Alten, aber bums! da purzelten sie. Nun mußten sie schnell die Flügel bewegen, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Dann kamen die Knaben und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege weg!
Bleib nicht stets auf einem Fleck!“

„Wollen wir nicht zu ihnen hinsiegen und ihnen die Augen aushacken?“ fragten die Jungen.

„Nein, laß das bleiben!“ sagte die Mutter. „Hört nur auf mich, das ist viel wichtiger! Eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! Seht, das war sehr gut! Der letzte Flügelschlag war so hübsch und richtig, daß ich euch erlaube, morgen mit in den Sumpf zu fliegen! Da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern hin. Zeigt durch euer Benehmen, daß ihr wohlgezogen seid,

und haltet euch aufrecht! Das sieht gut aus und bringt Ansehen."

"Aber sollen wir uns denn nicht an den unmartigen Buben rächen?" fragten die jungen Störche.

"Daß sie schreien, soviel sie wollen! Ihr fliegt doch über sie weg und kommt nach dem Bande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt, keinen süßen Apfel haben!"

"Ja, wir wollen uns aber doch rächen!" riefen sie einander zu, und dann wurde wieder exerziert.

Von allen Knaben war keiner ärger darauf veressen, das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein kleiner Knirps von sechs Jahren. Die jungen Störche meinten freilich, daß er mindestens hundert Jahre zähle, denn er war ja viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt kleine und große Kinder sein können! Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, er hatte mit dem Liede angefangen und hörte nicht auf damit. Die jungen Störche waren sehr erbittert darüber, und je größer sie wurden, desto weniger wollten sie es dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber nicht eher als am letzten Tage, bevor sie das Land verließen.

"Wir müssen doch erst sehen, wie ihr euch bei dem großen Manöver benehmen werdet! Besteht ihr schlecht, so daß der General euch totsticht, dann haben ja die Knaben recht, wenigstens in einer Hinsicht! Wir wollen es also erst abwarten."

"Uns ist es recht," sagten die Jungen und nun gaben sie sich recht Mühe. Sie übten sich jeden Tag und flogen so leicht und schnell, daß es eine Lust war.

Nun kam der Herbst. Alle Störche fingen an sich zu sammeln, um nach den warmen Ländern fortzuziehen. Aber ein Probeflug mußte vorausgehen. Über Wälder und Dörfer mußten sie, nur um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten.

„Wer nicht aushält,“ sagte der General streng, „der kann die große Reise nicht mitmachen und muß zurückbleiben.“ Die jungen Störche aber machten ihre Sache so brav, daß sie „Ausgezeichnet gut, mit Frosch und Schlangen“ erhielten. Das war das allerbeste Zeugnis und den Frosch und die Schlangen konnten sie essen. Das taten sie auch.

„Nun wollen wir Rache nehmen!“ sagten sie.

„Ja gewiß!“ sagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, ist sicher das richtigste! Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis der Storch kommt und sie den Eltern bringt. Die niedlichen, kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gern ein solches kleines Kind haben und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche fliegen und für jedes der Kinder, welche das böse Lied nicht mitgesungen und uns nicht verhöhnt haben, eins holen.“

„Aber was geschieht mit dem schlimmen, häßlichen Buben, welcher zu singen angefangen?“ schrien die jungen Störche, „was machen wir mit ihm?“

„Tief unten im Teiche liegt ein kleines Kind, das sich tot geträumt hat; das wollen wir für ihn nehmen. Da wird er weinen, weil wir ihm ein totes Brüderchen gebracht haben. Das soll seine Strafe sein. Aber dem lieben, guten Knaben, der da sagte, es sei Sünde, die Tiere zum besten zu haben — ihr erinnert euch doch noch an ihn? — dem wollen wir so-

wohl ein Brüderchen als ein Schwesterchen bringen. Und da der Knabe Peter hieß, so sollt ihr auch alle Peter heißen!"

Und so geschah es. Fortan hießen alle Störche Peter und so heißt man sie auch heute noch.

8. Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da, wohin die Schwalben flogen, ehe der rauhe Winter mit Schnee und Eis zu uns kommt, wohnte einmal ein König, der hatte elf Söhne und eine Tochter namens Elisa. Die elf Prinzen gingen mit Orden auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule. Sie schrieben mit Diamantgriffeln auf goldenen Tafeln und lernten ebensogut auswendig, als sie lasen. Ihre Schwester Elisa saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und las in einem kostbaren Bilderbuch, welches ein halbes Königreich kostete.

O, die Kinder hatten es gut, aber es sollte nicht immer so bleiben! Ihr Vater verheiratete sich mit einer bösen Königin, die die Kinder nicht leiden konnte. Gleich am ersten Tage sollten sie es merken. Sonst, wenn sie „Besuch“ spielten, bekamen sie Kuchen und gebratene Äpfel zum Vorsetzen, aber heute gab die neue Königin ihnen nur Sand in einem Schüsselnchen und sagte, sie könnten ja tun, als ob es etwas wäre.

Die Woche darauf schickte sie die kleine Elisa auf das Land hinaus zu einem Bauernpaar und dem König erzählte sie so viel Übles von den Prinzen, daß die Armen ihm nicht mehr unter die Augen kommen durften.

„Fliegt hinaus in die Welt und sorgt selbst für euch!“ sagte die böse Königin, welche eine Zauberin war. „Fliegt auf als große Vögel ohne Stimme!“ Aber so schlimm, wie sie wollte, konnte sie es doch nicht machen. Die Prinzen wurden elf herrliche Schwäne, die flogen mit einem sonderbaren Schrei aus dem Fenster und über den Schlosspark bis in den Wald.

Es war noch früh am Morgen, als sie da vorbeikamen, wo ihr Schwesterchen Elisa in der Stube des Landmanns schlief. Hier schwebten sie über dem Dache und schlugen mit den Flügeln, aber niemand hörte oder sah es. Sie mußten wieder weiter, hinaus in die weite Welt. In einem großen, finsternen Wald, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte, ließen sie sich endlich nieder.

Die kleine Elisa stand in der Stube des Landmanns und spielte mit einem grünen Blatte, denn sie hatte jetzt kein anderes Spielzeug mehr. Sie stach ein Loch in das Blatt, hielt es vors Auge und guckte durch dasselbe gegen die Sonne. Da war es ihr, als sähe sie ihrer Brüder klare Augen, und jedesmal, wenn sie die warmen Sonnenstrahlen auf ihren Wangen fühlte, glaubte sie, es seien Küsse ihrer Brüder.

Ein Tag verging wie der andere. Strich der Wind durch die Rosenhecken draußen vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „Wer kann schöner sein als ihr?“ Aber die Rosen schüttelten die Köpfechen und sagten: „Elisa ist es!“ Und wenn die alte Bäuerin am Sonntag vor der Haustür saß und in ihrem Gesangbuch las, dann wendete der Wind die Blätter um und sagte zum Buch: „Wer kann frömmere sein als du?“ „Elisa ist es!“ sagte das Gesangbuch, und was die Rosen und das Gesangbuch behaupteten, das war die reine Wahrheit.

Als Elisa fünfzehn Jahre alt war, sollte sie wieder nach Hause kommen. Als aber die Königin sah, wie schön sie war, regten sich Neid und Haß in ihr und sie hätte sie auch gern in einen wilden Schwan verwandelt wie die Brüder. Doch wagte sie es vorläufig nicht, weil der König seine Tochter sehen wollte.

Frühmorgens ging die Königin in ihr Badezimmer. Es war von Marmor erbaut und aufs prächtigste mit seidenen Kissen und farbigen Teppichen geschmückt. Sie nahm drei Kröten, küßte sie und sagte zu der einen: „Setze dich auf Elisas Kopf, wenn sie in das Bad kommt, damit sie dumm wird wie du!“

„Setze dich auf ihre Stirn,“ sagte sie zur andern, „damit sie häßlich wird wie du!“

„Setze dich auf ihr Herz,“ flüsterte sie der dritten zu, „und tröpfle ihr Bosheit hinein!“

Dann setzte sie die Kröten in das Wasser, welches so gleich eine grüne Farbe annahm, rief Elisa, zog sie aus und ließ sie in das Bad hinabsteigen. Kaum war Elisa untergetaucht, setzte sich ihr die eine Kröte in das Haar, die andere auf die Stirn und die dritte auf die Brust, aber sie schien es gar nicht zu merken. Als sie sich wieder emporrichtete, schwammen drei rote Mohnblumen auf dem Wasser. Wären die Kröten nicht giftig gewesen und von der Heze geküßt worden, so wären sie in rote Rosen verwandelt worden, aber Blumen wurden sie doch, weil sie auf dem Haupte und an dem Herzen Elisas geruht hatten. Sie war zu fromm und unschuldig, als daß der Zauber Macht über sie haben konnte.

Als die böse Königin das sah, rieb sie das Mädchen mit Balnußsaft ein, so daß sie schwarzbraun wurde, bestrich

ihr Antlitz mit einer stinkenden Salbe und zerkaute ihr schönes Haar, so daß sie kein Mensch wiedererkennen konnte.

Auch der Vater entsetzte sich, als er sie erblickte, und sagte, sie sei nicht seine Tochter. Niemand wollte sie wiedererkennen, nur der Kettenhund und die Schwalben ließen sich nicht irreführen. Aber das waren arme Tiere, was hatten die zu sagen!

Da weinte die arme Elisa bitterlich und dachte an ihre elf Brüder, die alle weg waren. Betrübt verließ sie das Schloß und ging den ganzen Tag durch Wiesen und Felder, bis sie in einen großen, dunklen Wald kam. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber die Sehnsucht trieb sie fort nach ihren Brüdern, die ja wie sie selbst auch verstoßen und in die Welt hinaus gejagt worden waren. Die wollte sie suchen.

Da brach die Nacht herein und sie war ganz vom Wege abgekommen. Darum legte sie sich nieder auf das weiche Moos, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf. Es war so still und friedlich ringsum, ein lindes Lüftchen wehte und auf den Gräsern und im Moose leuchteten viele hundert Johanniskwürmchen.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern. Sie spielten wieder als Kinder zu Hause im Königsschloß. Die Brüder schrieben mit den Diamantgriffeln auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekostet hatte, aber auf die Tafeln schrieben sie nicht wie früher Nullen und Striche, sondern die mutigen Taten, die sie vollführt, alles, was sie erlebt und gesehen hatten. Und im Bilderbuch war alles lebendig, die Vögel sangen und die Menschen traten aus dem Buche heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern; aber wenn sie

das Blatt umwannte, sprangen sie sogleich wieder hinein, damit keine Verwirrung in den Büchern entstehen möchte.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Elisa konnte sie freilich nicht sehen, denn die hohen Bäume breiteten ihre Zweige weit aus, aber die Strahlen schimmerten goldig durch die Blätter. Und ringsum blühte und duftete es, die Vögel waren so zahm und flogen ihr auf die Schultern. Sie hörte Wasser plätschern; es waren Quellen, die sich alle in einen klaren See ergossen. Freilich war der Weg dahin durch dichtes Gebüsch versperrt, aber an einer Stelle hatten die Hirsche eine große Öffnung gemacht und hier konnte sich Elisa dem Wasser nähern. Das war so klar, daß sich jedes Blatt und jeder Zweig darin spiegelte. Man hätte das Ganze für ein Bild halten können, wenn der Wind nicht die Zweige bewegt hätte.

Als sie sich über das Wasser neigte und ihr Antlitz erblickte, erschrak sie heftig, weil es so braun und häßlich war. Sie kniete nieder und wusch sich mit ihrer kleinen Hand Augen und Stirn. Zu ihrer Freude bemerkte sie, daß die weiße Haut wieder zum Vorschein kam. Sie legte nun ihre Kleider ab und badete in dem klaren See, und als sie heraustrieg, war sie schöner wie zuvor.

Als sie sich wieder angekleidet und ihr langes Haar geflochten hatte, ging sie zur Quelle, trank aus der hohlen Hand und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne zu wissen, wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen werde. Gott ließ die wilden Waldäpfel wachsen, um die Hungrigen zu sättigen; er zeigte ihr einen solchen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte beugten. Hier hielt sie ihr Mittagmahl und ging dann weiter, in den dunkelsten Teil des Waldes

hinein. Da war es so still, daß sie ihre eigenen Fußtritte hörte und vernahm, wie jedes vertrocknete Blatt unter ihrem Fuße knisterte. Nicht ein Vogel war da zu sehen, nicht ein Sonnenstrahl konnte durch die dichten Baumzweige dringen; die Bäume standen so nahe beieinander, daß sie Elisa wie eine undurchdringliche Laube erschienen. O, hier war eine Einsamkeit, wie sie sie noch nicht gekannt hatte!

Die Nacht kam und es wurde ganz dunkel. Nicht ein einziger Johanniskwurm leuchtete aus dem Moose, um sie zu trösten, und traurig legte sie sich nieder, um zu schlafen. Da schien es ihr, als ob die Baumzweige über ihr sich öffneten und der liebe Gott mit milden Augen auf sie niederblickte, während kleine Engel über seinem Kopfe schwebten und unter seinen Armen hervorguckten.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie geträumt habe oder ob es wirklich so gewesen. Vom Schlummer gekräftigt, machte sie sich aufs neue auf den Weg.

Es währte nicht lange, so begegnete sie einer alten Frau, welche Beeren in einem Korbe trug. Die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein,“ sagte die Alte, „aber ich sah gestern hier in der Nähe elf Schwäne mit goldenen Kronen schwimmen.“

Sie führte Elisa zu einem Abhang, an dessen Fuß ein kleiner Fluß vorüberlief. Die Bäume an seinen Ufern streckten ihre langen Zweige einander entgegen.

Elisa dankte der Frau und schritt den Fluß entlang, bis sie an den Strand kam.

Das herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen; aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war zu sehen, daß sie hätte aufnehmen können. Hilfslos und ver-

lassen stand sie da. Sinnend betrachtete sie die kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine hatten die Ecken und Kanten verloren; alles geschah durch das Wasser, welches doch viel weicher war als ihre feine Hand. „Das rollt unermüßlich fort und fort und so ebnet und glättet sich das Harte. Vom Wasser will ich lernen und ebenso unermüßlich sein. Dank für eure Lehre, ihr rollenden Wogen! Einst, das sagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen Brüdern tragen!“

Auf dem Seeграse am Ufer lagen elf weiße Schwanensebfern; sie sammelte dieselben, es lagen Wassertropfen darauf, als ob es Tränen wären. Einsam war es am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot immer neue Abwechslung. Überzog es sich mit schwarzen Wolken, so war es, als ob es sagen wollte: Seht, ich kann auch finster aussehen! und blies dann der Wind, so tanzten die Wellen in Kleidern von weißem Schaum. Leuchteten aber die Wolken im Abendrot und ruhten die Winde, so war das Meer einem Rosenblatte gleich; bald wurde es grün, bald weiß. Wie still es aber auch ruhen mochte, am Ufer war doch eine leise Bewegung zu spüren: das Wasser hob sich schwach wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne in das Meer sank, sah Elisa elf wilde Schwäne mit Goldkronen dem Lande zustiegen. Einer schwebte hinter dem andern, so daß es ausah wie ein langes weißes Band, das in der Luft wehte. Elisa verbarg sich hinter einem Busche, die Schwäne aber ließen sich in ihrer nächsten Nähe nieder und bewegten ihre großen, weißen Schwingen.

Kaum aber war die Sonne ins Meer getaucht, da fielen plötzlich die Schwanenhäute herab und elf stattliche Prinzen, Elisas Brüder, standen da in menschlicher Gestalt. Elisa

stieß einen lauten Schrei aus, denn obwohl die Brüder sich sehr verändert hatten, so fühlte sie doch, daß sie es sein mußten. Sie rief sie bei Namen, umarmte sie zärtlich und die Brüder waren ganz glücklich, als sie ihre Schwester erkannten und sahen, wie groß und schön sie geworden war. Sie lachten und weinten und erzählten sich gegenseitig, wie grausam ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder“, sagte der älteste, „fliegen als wilde Schwäne, solange die Sonne am Himmel steht; sobald sie untergegangen ist, erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder. Deshalb müssen wir immer dafür sorgen, daß wir beim Sonnenuntergang Grund und Boden unter den Füßen haben; denn fliegen wir dann noch in der Luft, so müssen wir, in Menschen verwandelt, in die Tiefe hinunterstürzen. Hier wohnen wir nicht. Jenseits des Meeres liegt ein ebenso schönes Land wie dieses hier, aber der Weg dahin ist weit. Wir müssen über das Meer und es findet sich keine Insel auf unserem Wege, wo wir übernachten können. Nur eine einsame Klippe ragt aus dem Meere hervor, aber sie ist nicht größer, als daß wir eben dicht nebeneinander darauf ruhen können. Ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch über uns weg, aber doch danken wir Gott für diesen Zufluchtsort, denn ohne ihn könnten wir nie unser Vaterland besuchen. Hier auf dieser Klippe übernachten wir in unserer menschlichen Gestalt. Nur einmal jährlich dürfen wir unsere Heimat besuchen und wir benützen dann zwei der längsten Sommertage zum Überfluge. Elf Tage können wir hier bleiben. Da fliegen wir dann über den großen Wald und sehen von weitem das Schloß, wo wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt, und den hohen Kirchturm und daneben den stillen Friedhof, wo unsere Mutter begraben liegt.

Jedes Haus und jeder Baum winkt uns vertraulich zu. Hier ist unser Vaterland, unsere Heimat, hieher zieht es uns und hier haben wir dich, du liebe Schwester, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müssen wir fort über das Meer nach jenem herrlichen Lande, welches uns aber die Heimat nicht ersetzen kann. Wie gern würden wir dich mitnehmen, doch wir haben weder Schiff noch Boot!"

"O ihr Lieben, könnte ich euch doch erlösen von dem Zauber!" sagte Elisa traurig. Sie redeten die ganze Nacht miteinander, jeder hatte seiner Schwester etwas zu sagen; nur gegen Morgen schlummerten sie ein wenig.

Elisa wurde durch das Rauschen der Schwanenfügel erweckt. Die Brüder waren wieder in Schwäne verwandelt und flogen über ihr in großen Kreisen hin und her und verschwanden zuletzt in der Ferne. Nur der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück und legte seinen Kopf in ihren Schoß und sie streichelte seine weichen Federn. Den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die anderen zurück und als die Sonne untergegangen war, standen sie wieder in Menschengestalt da.

"Morgen fliegen wir von hier weg und kehren nicht vor Ablauf eines ganzen Jahres zurück, aber dich können wir allein nicht zurücklassen. Hast du Mut mitzukommen? Wir wollen dich über den Wald tragen. Sollten alle unsere Flügel zusammen nicht stark genug sein, um mit dir über das Meer zu fliegen?"

"Ja, nehmt mich mit!" bat Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, ein starkes Netz aus Weidenrinde und Schilf zu flechten. Auf dieses legte sich Elisa, und als die Sonne kam und die Brüder in Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das Netz mit ihren

Schnäbeln und flogen mit ihrer lieben Schwester, die noch schlief, in die Luft. Die Sonnenstrahlen fielen ihr gerade ins Gesicht, deswegen flog einer der Schwäne über ihr Haupt, damit er sie mit seinen Flügeln beschatten möchte.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elisa erwachte; sie glaubte noch zu träumen, so sonderbar kam ihr der Flug über das Meer vor. An ihrer Seite lag ein Zweig mit reifen Beeren und ein Bund wohlriechender Wurzeln; diese hatte der jüngste der Brüder ihr gesammelt. Sie lächelte ihn dankbar an, denn sie hatte ihn erkannt. Er war es, der über ihrem Haupte flog und sie mit seinen Schwingen beschattete.

Sie waren so hoch in der Luft, daß die großen Schiffe unter ihnen wie Möven aussahen, welche über die Wasserfläche dahinschwebten. Da erblickte Elisa etwas Schreckhaftes. Es stand wie eine große, dunkle Wolke hinter ihnen. Das war ein Berg und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten und den der elf Schwäne in riesiger Größe. Doch je höher die Sonne stieg, desto weiter trat das Schattenbild zurück, bis es zuletzt verschwand.

Den ganzen Tag flogen sie fort, aber es ging doch langsamer als sonst, sie hatten ja die Schwester zu tragen. Da zog ein böses Wetter auf und der Abend näherte sich. Angstlich sah Elisa die Sonne sinken und noch war die einsame Klippe im Meere nicht zu erblicken. Es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! sie war schuld daran, daß sie nicht schneller vorwärtsamen. Wenn die Sonne unterging, so wurden sie Menschen, mußten in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie inbrünstig zum lieben Gott um Rettung. Aber noch immer zeigte sich die Klippe nicht. Die starken Windstöße kündeten

Sturm an. Die schwarzen Wolken ballten sich zusammen und wälzten sich fast wie geschmolzenes Blei vorwärts. Blitz leuchtete auf Blitz.

Schon war die Sonne bis zum Rande des Meeres gesunken. Elisa bebte; da schossen die Schwäne hinab, so schnell, daß sie zu fallen glaubte. Aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war halb im Wasser, da erblickte Elisa unter sich die kleine Klippe. Sie sah nicht größer aus wie ein Seehund. Kaum hatte ihr Fuß den festen Grund berührt, so erlosch die Sonne gleich einem Funken. Arm in Arm standen die Brüder in Menschengestalt da und umringten liebend ihre Schwester. Das Wasser schlug brausend an die Klippe und spritzte als Staubregen über sie. Der Himmel leuchtete im Feuer der zuckenden Blitze und Schlag auf Schlag krachte der Donner. Aber Schwester und Brüder hielten sich an den Händen fest und sangen ein frommes Lied, aus welchem sie Trost schöpften.

Am Morgen war die Luft rein und still. Bei Sonnenaufgang flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch, der Sturm hatte sich noch nicht gelegt. Von oben betrachtet, kam es ihnen vor, als ob der weiße Schaum auf den Wellenkämmen Millionen Schwäne wären.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa vor sich ein Bergland. Im Hintergrunde türmten sich zackige Felsen empor mit schimmernden Gletschern und Eisfeldern. Mitten darin erhob sich ein weitverzweigtes Schloß mit stolzen Säulengängen. Unten wogten Palmenwälder und prächtige Blumen, so groß wie Mühlräder. Sie fragte, ob dies das Land sei, wohin sie wollten, aber die Schwäne schüttelten mit dem Kopfe, denn das, was sie sah, war der Fata Morgana herr-

liches, immer wieder wechselndes Wolkenschloß. Keines Menschen Fuß durfte es je betreten. Während Elisa es staunend betrachtete, stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und zwanzig stolze Kirchen mit hohen Türmen und Spitzbogenfenstern standen da. Sie glaubte die Orgel zu hören, aber es war nur das Brausen des Meeres. Nun war sie den Kirchen ganz nahe; da verwandelten sie sich plötzlich in eine Flotte von mächtigen Schiffen, die unter ihr dahin segelten. Als sie aber näher hinblickte, waren es nur Meernebel, die über dem Wasser hinglitten.

Ewige Abwechslung hatte sie vor Augen; endlich sah sie wirklich das Land, nach dem sie hin wollten. Da erhoben sich die herrlichsten Berge mit Zedernwäldern, Städten und Schlössern. Ehe die Sonne unterging, sah sie auf einem Felsen vor einer großen Höhle, die mit grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah aus, als wären es gestickte Teppiche.

„Nun wollen wir sehen, was du heute nacht hier träumst!“ sagte der jüngere Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Gebe der Himmel, daß ich träume, wie ich euch erlösen kann!“ sagte sie dann und dieser Gedanke beschäftigte sie dann lebhaft. Sie betete inbrünstig zu Gott um seine Hilfe, ja selbst im Schlafe betete sie fort. Da kam es ihr vor, als ob sie zu Fata Morganas Wolkenschloß fliege, und die Fee kam ihr entgegen, so schön und glänzend, und doch glich sie wieder der alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben und ihr von den Schwänen mit den Goldkronen erzählt hatte.

„Du kannst deine Brüder erlösen,“ sagte sie, „aber nur wenn du Mut und Ausdauer hast. Wohl kann das Wasser,

welches weicher als deine feinen Hände ist, die Steine glätten und umformen, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen werden, und leidet nicht die Angst, die du aushalten mußt. Siehst du die Brennessel, die ich in meiner Hand halte? Von der Art wachsen viele rings um die Höhle, wo du schläfst. Du mußt sie pflücken, wenn sie dir auch Blasen in die Haut brennen. Darauf mußt du sie mit den Füßen brechen, dann wirst du Flachß bekommen. Den spinne zu Garn und stricke daraus elf Panzerhemden mit langen Ärmeln. Wirf dann diese Hemden über die elf Schwäne, so ist der Zauber gelöst. Aber bedenke wohl, daß du von dem Augenblicke, wo du diese Arbeit beginnst, nicht sprechen darfst, bis sie vollendet ist. Das erste Wort, welches du sprichst, geht wie ein Dolch in deiner Brüder Herz. An deiner Zunge hängt fortan ihr Leben. Merke dir das alles wohl!“

Die Fee berührte ihre Hand mit der Nessel. Es brannte wie Feuer und Elisa erwachte. Es war heller Tag. Wo sie geschlafen hatte, lag eine Brennessel wie die, welche sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf ihre Knie, dankte dem lieben Gott und verließ die Höhle, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie in die häßlichen Nesseln, große Blasen brannten sie an ihren Händen und Armen, aber sie achtete nicht darauf. Gern wollte sie alle Schmerzen leiden, wenn es ihr nur gelang, die lieben Brüder zu befreien. Sie brach jede Nessel mit den nackten Füßen und spann den grünen Flachß.

Nach Sonnenuntergang kamen die Brüder und erschrakten nicht wenig, als sie Elisa stumm fanden. Sie glaubten, es sei ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter, aber als sie

ihre Hände sahen, begriffen sie, daß es die Schwester nur ihrethalben tue, und der jüngste Bruder weinte. Wohin seine Tränen fielen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht brachte sie bei ihrer Arbeit zu. Sie fand keine Ruhe und hatte nur den einen Gedanken, die Brüder zu erlösen. Den folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie wieder in ihrer Einsamkeit, aber nie war ihr die Zeit so schnell vergangen wie jetzt bei der Arbeit. Ein Panzerhemd war schon fertig, nun fing sie das zweite an.

Da ertönte plötzlich ein Jagdhorn. Elisa erschrak. Nun hörte sie Hundegebell. Der Schall kam immer näher. Da floh sie in die Höhle, band die Messeln, die sie gesammelt hatte, in ein Bünd zusammen und setzte sich darauf.

Nicht lange darauf kam ein großer Hund herangesprungen und gleich darauf wieder einer und noch einer. Sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder. In kurzer Zeit standen alle Jäger vor der Höhle und der schönste unter ihnen war der König des Landes. Als er Elisa erblickte, war er von ihrer Schönheit entzückt.

„Wie kommst du hieher, du herrliches Kind?“ sagte er. Elisa schüttelte das Haupt, sie durfte ja nicht sprechen, es galt ihrer Brüder Erlösung. Sie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht sehe, daß sie ganz wund sind von den Brennesseln.

„Komm mit mir!“ sagte er. „Bist du so gut, wie du schön bist, so will ich dich in Seide und Samt kleiden, dir eine Goldkrone auf das Haupt setzen und du sollst in meinem schönsten Schlosse wohnen!“

Damit hob er sie auf sein Pferd. Sie weinte und rang die Hände, aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück!“

Einſt wirſt du mir dafür danken.“ Er ſprengte mit ihr fort und die Jäger folgten ihm.

Als die Sonne unterging, lag die ſchöne Königsſtadt mit ihren vielen Thürmen, Kirchen und Paläſten vor ihnen und der König führte ſie in ſein Schloß. Hier plätscherten Springbrunnen in den hohen Marmorkälen, an den Wänden und Decken prangten die herrlichſten Gemälde, aber alle dieſe Schönheiten ließen Eliſa gleichgültig; ſie weinte und trauerte. Willig ließ ſie ſich königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten und ſeine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als ſie nun ſo in all ihrer Pracht daſtand, war ſie ſo ſchön, daß der Hof ſich noch tiefer vor ihr verneigte. Der König erlor ſie zu ſeiner Braut, obgleich der Haushofmeiſter meinte, das ſchöne Waldmädchen ſei ſicher eine Hexe und habe es darauf angelegt, den König zu betören.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Muſikanten auffpielen, die köſtlichſten Gerichte auftragen und die anmutigſten Mädchen um ſie tanzen. Dann führte er ſie durch duftende Gärten in prächtige Säle. Aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen; ihre Augen waren voll Trauer und blickten ſchwermütig zu Boden.

Dann öffnete der König eine kleine Kammer, die mit prachtvollen grünen Teppichen geſchmückt war und der Höhle gleich, in der Eliſa geweſen war. Auf dem Fußboden lag das Bund Flachſ, welches ſie aus den Neſſeln geſponnen hatte, und unter der Decke hing das fertige Panzerhemd. Einer der Jäger hatte es als eine Seltenheit mitgenommen.

„Hier kannteſt du dich in deine frühere Wohnung zurückträumen!“ ſagte der König. „Hier iſt die Arbeit, die dich

dort beschäftigte; mitten in aller Pracht wird es dich erfreuen, an jene Zeit zurückzudenken.“

Als Elisa das Panzerhemd und den Flachs sah, spielte ein Lächeln um ihren Mund und das Blut kehrte in die Wangen zurück. Sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder und küßte des Königs Hand; er drückte sie an sein Herz und ließ das Hochzeitsfest verkünden. Das schöne, stumme Mädchen aus dem Walde wurde nun des Landes Königin.

Das sahen aber die Leute vom Hofe des Königs und besonders der Haushofmeister nicht gern. Der letztere stüßerte dem König böse Worte zu, aber sie drangen nicht bis zu seinem Herzen. Die Königin blieb stumm, ein Wort würde ja ihren Brüdern das Leben gekostet haben, aber in ihren Augen sprach sich eine innige Liebe zu dem guten Könige aus, der alles tat, um sie zu erfreuen. Sie gewann ihn täglich lieber und wünschte nur, daß sie ihm ihre Leiden klagen dürfte!

Aber stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie nachts in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemd nach dem andern. Aber als sie das siebente begann, hatte sie kein Garn mehr.

Auf dem Kirchhof wuchsen die Nesseln, die sie brauchen konnte, aber sie mußte sie mit eigener Hand pflücken; wie sollte sie nun da hinaus gelangen?

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!“ dachte sie, „ich muß es wagen! Der liebe Gott wird mir helfen!“

Mit Herzensangst schlich sie sich in der mondhellsten Nacht in den Garten hinunter und ging durch die langen Alleen nach dem Kirchhofe hinaus. Da sah sie auf einem

Reichensteine häßliche Hexen sitzen. Elisa mußte an ihnen vorbei und sie hefteten ihre bösen Blicke auf sie, als wollten sie ihr Schreck einjagen. Aber Elisa betete still, sammelte die Messeln und trug sie heim.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, nämlich der Haushofmeister. Nun hatte er also doch recht gehabt, daß die Königin eine Hexe sei; deshalb hatte sie den König und das ganze Volk betört! Sofort berichtete er dem König, was er gesehen. Als die harten Worte seiner Zunge entströmten, schüttelten die alten Bilder an den Wänden ihre Köpfe, als wenn sie sagen wollten: „Es ist nicht wahr, Elisa ist unschuldig!“ Doch der Haushofmeister meinte, daß sie gegen die Königin zeugten, daß sie über ihre Sünden mit den Köpfen schüttelten.

Da rollten Tränen über des Königs Wangen herab und er ging nach Hause mit Zweifel in seinem Herzen. In der Nacht stellte er sich, als ob er schlafte, aber es kam kein Schlaf in seine Augen. Da merkte er, wie Elisa aufstand und leise davonschlich. Jede Nacht wiederholte sie es und jedesmal ging er leise nach und sah, wie sie in ihrer Kammer verschwand.

Von Tag zu Tag wurden des Königs Blicke finsterner, denn in seinem Herzen regten sich Zweifel. Elisa sah es, begriff aber nicht warum, es ängstigte sie und noch mehr litt sie in ihrem Herzen für ihre Brüder. Ihre heißen Tränen rollten auf den Samt und auf den königlichen Purpur und lagen darauf wie glitzernde Diamanten und alle, die sie in ihrer Pracht sahen, beneideten sie um ihr Glück und wünschten an ihrer Stelle zu sein.

Sie war bald mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemd fehlte noch; aber sie hatte kein Garn mehr und keine

einziges Kessel. Einmal noch mußte sie daher nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Sorge an diese Wanderung und an die schrecklichen Hexen; aber ihr Wille stand fest, wie ihr Vertrauen auf Gott.

Elisa ging, aber der König und der Haushofmeister folgten ihr. Sie sahen sie auf dem Kirchhose verschwinden, und als sie sich näherten, saßen die Hexen auf dem Grabsteine. Der König wendete sich ab, denn er glaubte, Elisa, die heute abends noch an seiner Brust geruht hatte, sei unter ihnen.

„Das Volk soll richten über sie,“ sagte er. Und das Volk verurteilte sie zum Tode durch den Strang.

Aus dem Königspalaste wurde sie in ein dunkles Gefängnis geführt, anstatt Samt und Seide gab man ihr das Bund Kesseln, welches sie gesammelt hatte. Darauf konnte sie ihr Haupt legen; die Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decke sein. Aber nichts Lieberes konnte man ihr geben. Sie nahm wieder ihre Arbeit auf und betete zu Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie und niemand tröstete sie mit einem freundlichen Worte.

Da fauste gegen Abend dicht beim Gitter ein Schwanenkügel; es war der jüngste der Brüder, der die Schwester gefunden hatte. Sie weinte vor Freude, obgleich sie wußte, daß die kommende Nacht wahrscheinlich die letzte sein werde, die sie zu leben habe. Aber nun war ja auch die Arbeit fast beendet und die Brüder waren hier.

Der Geistliche kam nun, um in der letzten Stunde bei ihr zu sein. Aber sie schüttelte mit dem Haupte und bat mit Blick und Mienen, er möge gehen. In dieser Nacht mußte sie ihre Arbeit vollenden, sonst war alles vergebens: ihr

Schmerz, ihre Tränen und ihre schlaflosen Nächte. Der Geistliche ging kopfschüttelnd weg und Elisa fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen auf dem Fußboden herum und schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, eine Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht, damit Elisa den Mut nicht verliere.

Es war noch Morgendämmerung, da standen die elf Brüder an der Pforte des Schlosses und verlangten, vor den König geführt zu werden. Das könne nicht geschehen, wurde geantwortet, der König schlafe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie drohten, die Wache kam, bis zuletzt der König selbst heraustrat und fragte, was das bedeute. Da ging die Sonne auf und es waren keine Brüder mehr zu sehen, aber um das Schloß zogen elf wilde Schwäne ihre Kreise in der Luft.

Aus der Stadt strömte das Volk und wollte die Hexe verbrennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen groben Kittel angetan, ihr Haar hing lose um das schöne Haupt, ihre Wangen waren totenbleich und ihre Lippen bewegten sich leise, während ihre Finger immer noch an dem letzten Panzerhemde arbeiteten. Selbst auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach sie die Arbeit nicht, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem ersten strickte sie.

Der Pöbel verhöhnnte sie: „Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gebetbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem Zauberwerk sitzt sie da, mit dem dummen Strickzeug. Reißt es ihr in tausend Stücke!“

Man wollte die Panzerhemden zerreißen. Da kamen elf Schwäne geflogen, die setzten sich rings um sie auf den

Karren und schlugen mit ihren großen Flügeln, so daß alles Volk erschrocken zur Seite wich.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! Sie ist sicher unschuldig!“ flüsterten viele, aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun waren sie auf dem Richtplatze angelangt und der Henker ergriff sie schon bei der Hand. Da warf sie schnell die elf Panzerhemden über die Schwäne und alsbald verwandelten sich diese in elf schöne Prinzen. Aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel anstatt des einen Armes, denn es fehlte ein Armel in seinem Panzerhemde, den hatte sie nicht fertig bekommen.

„Nun darf ich sprechen!“ sagte Elisa, „ich bin unschuldig.“

Als das Volk dies sah, neigte es sich vor ihr wie vor einer Heiligen. Aber sie sank ohnmächtig in der Brüder Arme, so sehr hatte sie die Aufregung überwältigt.

„Ja, sie ist unschuldig!“ sagte der älteste der Brüder und nun erzählte er alles, was da geschehen war. Aber während er sprach, verbreitete sich ein Duft wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Holz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und trieb Zweige! Da stand eine duftende Hecke mit roten Rosen; ganz oben war eine wunderbare, prächtige Blume, welche leuchtete wie ein Stern. Die brach der König und steckte sie Elisa an die Brust. Da erwachte sie, Frieden und Glückseligkeit im Herzen und Freude und Nührung im Antlitz.

Alle Kirchenglocken fingen von selbst an zu läuten, und die Vögel kamen in großen Mengen herbei und sangen und jubelten. Der König aber schlang den Arm um seine liebe Königin. Es ging ein Hochzeitszug zurück zum Schlosse, wie ihn noch niemand gesehen hatte.

9. Die letzte Perle.

Ein reiches, vornehmes Haus ertönte von Jubelrufen: es war ein Kindlein geboren worden. Die Herrschaft, das Gefinde, die Verwandten und alle Freunde der Familie fühlten sich an diesem Tage beglückt und von Freude erfüllt, denn der langersehnte Sohn und Erbe war angekommen und Mutter und Kind erfreuten sich des besten Wohlseins.

Die Lampe in dem eleganten Schlafzimmer war zur Hälfte bedeckt und die Fenster waren mit schweren seidnen Vorhängen verhüllt; ein dicker, weicher Teppich dämpfte das Geräusch der Schritte. Alles war so behaglich und still, wie geschaffen zur Ruhe. Mutter und Kind lagen in erquickendem Schlummer.

Der Schutzgeist des Hauses lehnte am Kopfe des ihres Bettes und gute Feen hatten über das Kind an der Mutter Brust ihre Gaben ausgestreut, lauter Perlen des Glücks, alles, was sich der Mensch auf Erden nur wünschen kann: Gesundheit, Reichtum, Glück und Liebe.

„Dem Kindlein fehlt es an nichts!“ sagte der Schutzgeist des Hauses.

„Doch,“ ließ sich eine Stimme in seiner Nähe vernehmen. Es war des Kindleins guter Engel; der sprach: „Eine Fee hat ihre Gabe noch nicht gespendet, allein sie wird es tun, gewiß, und wenn auch Jahre darüber verstreichen. Die letzte Perle fehlt noch.“

„Was sagst du? Hier darf nichts fehlen! Wenn es aber doch der Fall wäre, so wollen wir sofort ausbrechen und die mächtige Fee auffuchen.“

„Sie kommt, auch ungerufen! Ihre Perle ist die letzte in dem reichen Kranze der Glücksgaben.“

„Sprich, wo weist sie? Wo ist sie zu finden? Nenne mir den Ort und ich will hingehen und die Perle herbeischaffen.“

„Du willst es?“ sprach der gute Engel des Kindes. „Es sei! Ich führe dich zu ihr. Aber wir müssen sie erst suchen, denn sie hat keine bleibende Stätte. Bald weist sie im Schlosse des Kaisers, bald in der ärmlichen Hütte des Bauers. An keinem Menschen geht sie spurlos vorüber. Allen bringt sie ihre Gabe dar. Auch zu diesem Kinde muß sie kommen.“

„Laß uns doch keine Zeit verlieren!“ sagte der Schutzgeist ungeduldig.

„Nun wohl!“ sprach der Engel, „wir werden diese Perle holen, die edelste Perle in dem Reichthum des Glückes.“

Hand in Hand schwebten sie dem Orte zu, an dem die Fee eben verweilte.

Es war ein großes Haus mit dunklen Gängen, leeren Hallen und öden Zimmern und lautlose Stille herrschte darin. Eine ganze Reihe von Fenstern war geöffnet; ein kalter Luftzug drang hinein und spielte mit den weißen, lang herabhängenden Vorhängen.

Mitten in der Stube stand ein offener Sarg und darin lag ein Weib, vom Tode geknickt in der Schönheit ihres jugendlichen Lebens. Frische, duftende Rosen bedeckten sie, so daß nur die feinen gefalteten Hände und das im Tode verklärte Antlitz der Entschlafenen sichtbar waren.

Um den Sarg standen der Gatte und die verwaisten Kinder. Das jüngste Kind ruhte auf dem Arme des Vaters und alle brachten der Mutter das letzte Lebewohl. Der Mann küßte ihre Hand, die Hand, die noch vor kurzem für alle so liebevoll gesorgt und gewirkt hatte und die nun well

und matt war. Heiße Tränen rollten ihm über die Wangen und fielen in schweren Tropfen auf den Fußboden nieder, aber kein Wort wurde gesprochen. In diesem Schweigen lag eine Welt von Schmerz und schluchzend und leisen Schritten verließen sie das Zimmer.

Die Leichenträger treten herein, um den Sarg zu schließen, und die Lichter zu Häupten der Toten flackern im Zugwind. Sie legen den Deckel auf den Sarg, die Schläge des Hammers hallen durch das stille Haus und finden ihren Widerhall in den blutenden Herzen der Verwaisten.

„Wohin hast du mich geführt?“ fragte der Schutzgeist, „hier ist doch keine Fee, die Glücksgaben austreut!“

„Gerade hier weilt sie,“ sprach der Engel, „hier in dieser geweihten Stunde.“ Dabei zeigte er auf das trauliche Plätzchen am Fenster des Zimmers.

Dort, wo bei Lebzeiten die Mutter zwischen Blumen und Bildern am Nähtische saß, als Sonne des Hauses, welche Freude und Frohsinn spendete, als Mittelpunkt der Familie, der alle mit gleicher Liebe, mit gleicher Fürsorge umfaßte; an der Stelle, von wo aus sie oft den Mann, die Kinder, die Freunde des Hauses liebevoll begrüßt hatte: dort saß jetzt ein fremdes Weib, angetan mit langen, dunklen Gewändern. Es war das Herzeleid — sie war nun hier Herrin und Mutter an Stelle der Toten.

Eine heiße Träne rollte in ihren Schoß und verwandelte sich in eine Perle. Diese strahlte in den Farben des Regenbogens. Der Engel ergriff sie und auf ihren siebenfarbigen Glanz weisend, sprach er:

„Das ist die Perle ‚Herzeleid‘, die letzte, die in dem Geschmeide des Glückes nicht fehlen darf. Sie schlägt wie der Regenbogen eine Brücke zwischen Erde und Himmel.“

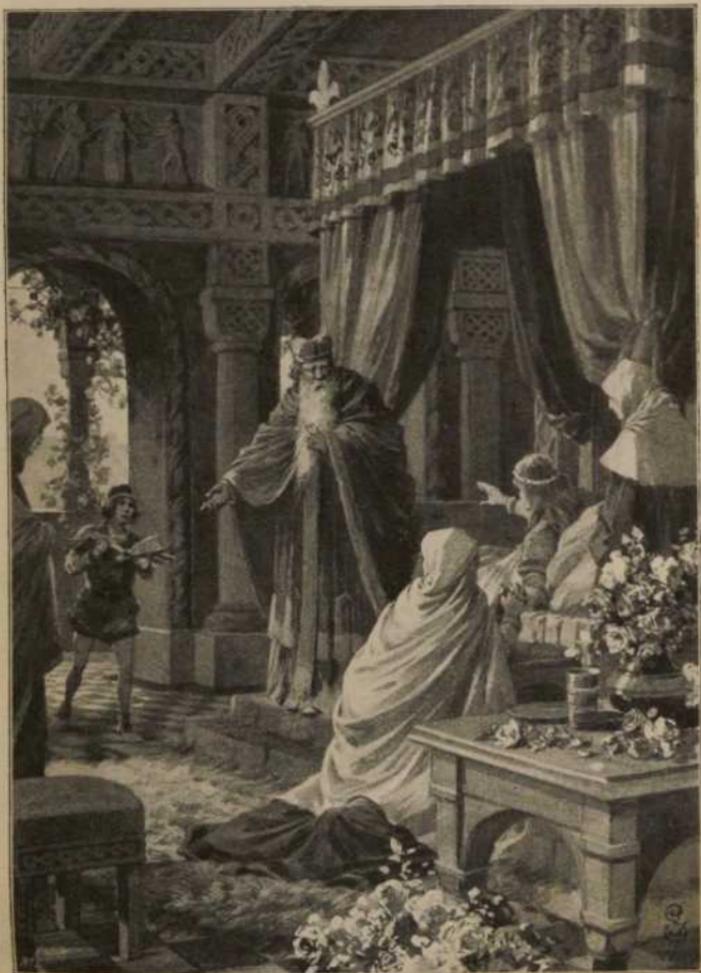
Sie erhöht den Glanz und den Wert der anderen Perlen. Alle die guten Gaben, welche die Feen dem Kinde in die Wiege legten, betreffen nur unser irdisches Glück. Aber sie, die Perle des Herzeleids, verknüpft uns mit dem Himmel. Aus den Tiefen der Erde schauen wir empor zu den Sternen und sehnen uns nach der Vollendung, nach der Herrlichkeit des Jenseits."

10. Die lieblichste Rose der Welt.

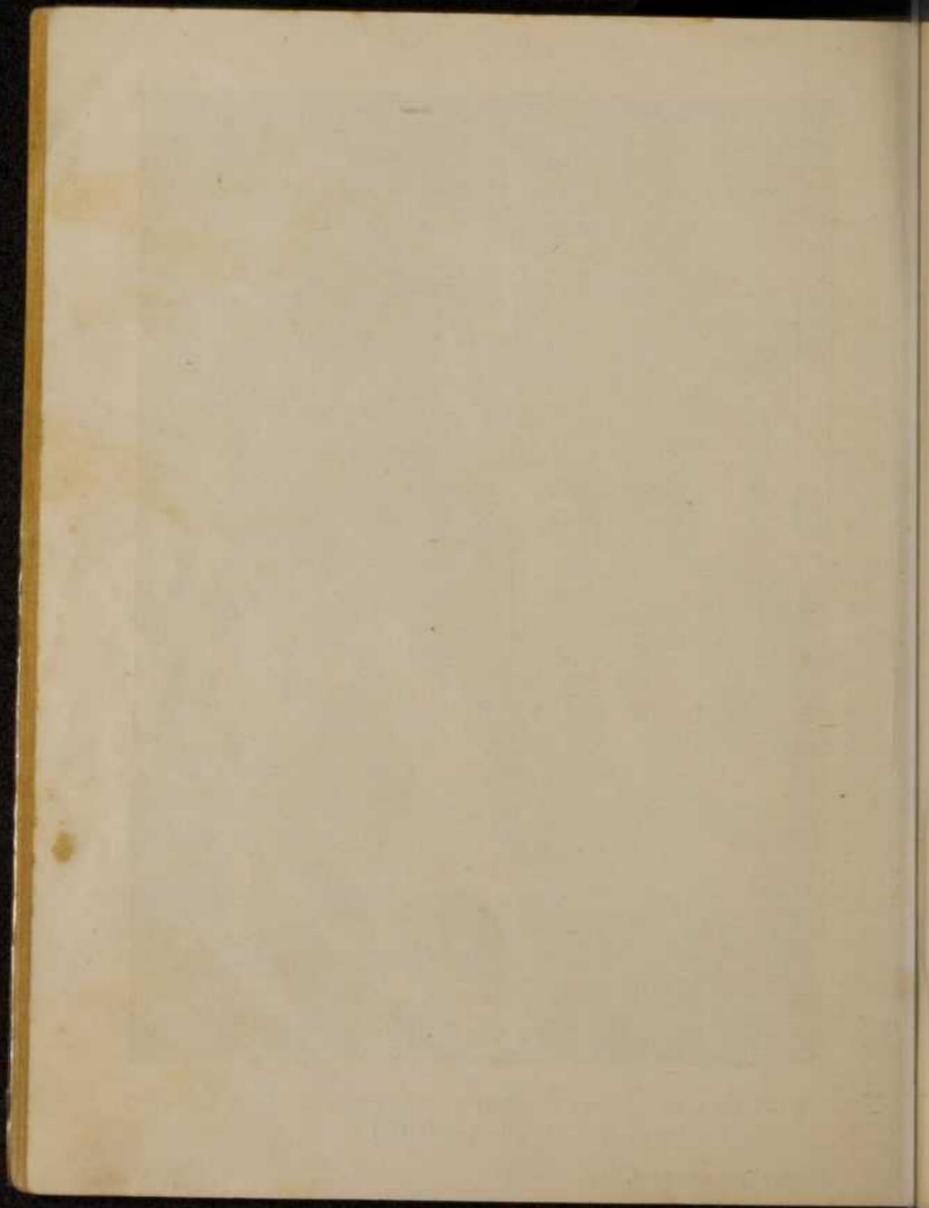
Es war einmal eine Königin. In ihrem Schloßgarten blühten die schönsten Blumen aus aller Herren Länder; aber eine besondere Vorliebe hatte sie für Rosen. Deshalb fand man bei ihr die verschiedensten Sorten, von der wilden Heckenrose mit den goldenen Herzstempeln bis zur hundertblättrigen Zentifolie. Sie wuchsen an den Schloßmauern empor, wanden sich um die Pfeiler und Fensterbogen und drangen bis in die Wohnräume der Königin, vielfarbig, vielgestaltig, voll berauschenden Duftes. Aber sie waren nicht im Stande, die Trauer und Sorge, welche darinnen herrschte, zu verbannen. Die Königin lag auf ihrem Krankenbette und die Ärzte hatten erklärt, sie müsse sterben.

„Es gibt wohl noch eine Rettung für sie,“ sagte der weiseste unter ihnen. „Schafft die schönste Rose der Welt herbei, deren Ursprung die höchste, reinste Liebe ist! Fällt ihr Auge darauf, ehe es bricht, so wird sie nicht sterben.“

Und nun kamen alte und junge Leute und brachten der Königin die schönsten Rosen; aber es waren nicht die rech-



Da trat ein Kind in das Krankenzimmer; es war der kleine Sohn der Königin. (Seite 78.)



ten. Aus dem Paradiesgarten der Liebe mußten sie sein; aber welche darinnen war die Verkörperung der höchsten und reinsten Liebe? Die Dichter besangen die schönsten Rosen der Welt; jeder meinte sie zu kennen und zu besitzen. Es ging Botschaft in alle Länder, an jedes Herz, das in Liebe schlug, an jeden Stand und an jedes Alter, der kranken Königin die schönste Rose zu zeigen.

„Keiner hat noch ihren Namen genannt,“ sagte der Weise. „Keiner hat die Stelle gefunden, wo sie in ihrer Herrlichkeit entsprang. Es ist nicht Winkelried's rote Rose, aus seinem Herzblut entsprossen, als er sich die feindlichen Lanzen in die Brust bohrte, um der „Freiheit“ eine Gasse zu bahnen, wenn schon kein Tod rühmlicher ist als der fürs Vaterland und keine Rose röter als das vergossene Blut. Nicht einmal jene wunderbare Blume, in deren Pflege der Mensch in einsamer Kammer schlaflose Nächte opfert und seine Lebenskraft verzehrt: die magische Rose der Wissenschaft.“

„Ich weiß, wo sie blüht,“ sagte eine glückliche Mutter, welche mit ihrem Kindlein an das Lager der Königin trat. „Ich weiß, wo die schönste Rose der Welt zu finden ist; allein auf den blühenden Wangen meines süßen Kindes, wenn es, vom Schlummer gestärkt, seine Augen aufschlägt und mich zärtlich anlächelt.“

„Schön ist diese Rose,“ sagte der Weise, „aber es gibt eine schönere.“

„Ich kenne eine viel schönere,“ sagte eine der Frauen. „Eine herrlichere, heiligere Blume gibt es nicht; aber sie war bleich wie die Blüte einer Teerose. Auf den Wangen einer Königin habe ich sie gesehen. Sie hatte ihre Krone abgelegt und saß weinend und betend am Bettchen ihres

kranken Kindes die ganze Nacht hindurch, und aus den Stunden der Angst und Liebe erblühten die heiligsten Rosen.“

„Ja, heilig sind die bleichen Rosen der Sorge,“ sagte der Weise; „sie sind von wunderbarer Schönheit und Macht, aber es sind nicht die rechten.“

„Nein, die schönsten Rosen sah ich am Altare des Herrn,“ sagte der fromme, alte Bischof.

„Die jungen Mädchen gingen zum heiligen Abendmahl, und als sie ihren Taufbund erneuerten, erblühten auf ihren frischen, glühenden Wangen Rosen. Ein junges Mädchen unter ihnen, übergab ihre reine, unschuldige Seele mit solcher Inbrunst dem Herrn, daß ihr Antlitz leuchtete wie das eines Engels, und auf ihren bebenden Wangen blühte die schönste Rose des Glaubens.“

„Gefegnet sei sie!“ sagte der Weise. „Doch die schönste Rose der Welt hat noch keiner von euch genannt.“

Da trat ein Kind in das Krankenzimmer; es war der kleine Sohn der Königin. Tränen standen in seinen Augen und rannen ihm über die Wangen. Er trug ein großes, aufgeschlagenes Buch in seinen Händen, dessen Einband von Samt und mit silbernen Spangen besetzt war. „Mama,“ sagte der Kleine, „ach, höre doch, was hier geschrieben steht!“

Und das Kind setzte sich an das Bett und las aus dem Buche von Ihm, der sich selbst für uns gegeben, auf daß er uns erlöste. Größere Liebe gibt es nicht.

Und wie Rosenschimmer ging es über die Wangen der Königin, ihre Augen leuchteten, denn sie sah aus den Blättern des Buches die schönste Rose erblühen, genährt von dem Blute Christi, am Kreuzestamme für uns vergossen.

„Ich sehe sie,“ sagte die Königin lächelnd. „Christus hat dem Tode die Macht gewonnen und unserer Seele das ewige Leben gebracht!“

11. Kinderschnack.

Bei dem Großkaufmann war Kindergesellschaft; reicher und vornehmer Leute Kinder waren da beisammen. Der Kaufherr hatte nicht nur viel Geld, sondern auch ziemliche Kenntnisse. Er hatte in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt, dazu hatte ihn sein ehrenwerter Vater angehalten, der ursprünglich nur Viehhändler gewesen war, aber betriebsam und rechtschaffen. Der Alte hatte Geld erworben und sein Sohn, der Kaufmann, hatte es zu mehrren verstanden. Wohl hatte er Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, man sprach aber weniger von seinem guten Herzen als von seinem vielen Gelde.

In dem Hause des Handelsherrn verkehrten viele vornehme Leute, Leute von hoher Geburt wie von hohem Geiste. Manche davon besaßen beides, aber manche auch keines von beiden. Heute war nun Kindergesellschaft dort, mit Kinderschnack — und Kinder und Narren sagen bekanntlich die Wahrheit.

Ein allerliebstes, kleines Mädchen tat gewaltig stolz. Ihr Vater war Kammerjunker und das ist etwas sehr Vornehmes, wie sie wußte. Die Diensteute hatten es ihr gebracht, nicht die Eltern; die waren zu verständig dazu.

„Ich bin ein Kammerkind,“ sagte sie. Sie hätte ebensogut ein Kellerkind sein können, denn das kann niemand von sich abwenden. Auch erzählte sie den anderen Kindern,

daß sie eine „Geborene“ sei und sagte, wenn man nicht geboren wäre, so könne man auch nichts werden. Es helfe nichts, viel zu lernen und fleißig zu sein; wenn man keine „Geborene“ wäre, käme man doch nicht weit. Und die Leute, deren Name auf „sen“ endigt, könnten es zu gar nichts bringen in der Welt. Man müsse sie sich vom Leibe halten, diese „sens!“ „sens!“ — und dabei stemmte sie ihre wunderhübschen, kleinen Arme in die Seite und wehrte mit dem spitzen Ellenbogen ab, um zu zeigen, wie man das macht. Ganz allerliebste sah der Kleine Hochmut aus!

Aber das Töchterchen des Kaufherrn wurde sehr böse, denn ihr Vater hieß Petersen, und das endigte ja auf „sen“. Sie warf sich in die Brust und sagte: „Mein Vater kann für tausend Mark Bonbons kaufen und in die Luft werfen. Kann das dein Vater?“

„Aber mein Vater,“ sagte das Töchterchen eines Schriftstellers, „mein Vater kann deinen Vater und deinen Vater und alle eure Väter in die Zeitung bringen. Mutter sagt, alle Menschen fürchten ihn; denn er regiert wie ein König in der Zeitung.“ Und die Kleine reckte sich und tat stolz wie eine wirkliche Prinzessin.

Aber draußen vor der angelehnten Türe stand ein armer Knabe und sah durch die Spalte. In die Stube durfte er nicht kommen, weil er zu gering war. Er hatte der Köchin den Bratspieß gedreht und nun die Erlaubnis erhalten, durch die Türspalte den gepuzten Kindern drinnen ein wenig zuzusehen. Das war schon eine große Vergünstigung für ihn.

„Ach, wenn ich doch auch zu ihnen gehörte!“ dachte er und lauschte, was sie miteinander sprachen. Aber das, was er da hörte, war sehr niederschlagend für ihn. Seine Eltern zu Hause hatten kein Geld in die Luft zu werfen. Sie

konnten nicht einmal eine Zeitung halten, viel weniger eine schreiben — und das allerschlimmste war: seines Vaters Name, also auch der seinige, endigte auf „sen“ — und so konnte denn niemals in der Welt aus ihm etwas werden! Das war sehr traurig. Aber „geboren“ war er doch wohl auch, schien ihm, wirklich und richtig geboren mußte er doch sein, sonst konnte er ja nicht hier stehen und alles hören und sehen.

Das war an jenem Abend.

*

Seitdem waren viele Jahre verstrichen und aus den Kindern waren Leute geworden.

In der Stadt stand ein prächtiges Haus, das war mit Kunstwerken angefüllt, und die Leute strömten von nah und fern herbei, dieselben anzustaunen. Nun ratet, welchem Kinde von denen, die wir vorhin aus ihrem Schnidschnad kennen gelernt haben, wird wohl das Haus gehören? Ihr meint, das wäre nicht schwer zu sagen, aber es ist doch nicht so ganz leicht. Merkt auf! Das Haus gehörte dem armen kleinen Knaben, der an jenem Abend an der Tür lauschte. Es war doch etwas aus ihm geworden, obgleich sein Name auf „sen“ endigte, — Thorwaldsen!

Und die drei anderen Kinder? — die Kinder des Adels, des Reichthums und des Geistes — ja, von denen ist weiter nichts zu berichten. Sie sind gute, glückliche Menschen geworden, wenn auch keine Berühmtheiten. Was sie damals gedacht und gesprochen, das war eben nur — Kinderschnad.

*

Thorwaldsen Albert Bertel, berühmter dänischer Bildhauer, geb. 19. November 1770, gest. 24. März 1844.

Viele seiner Werke sind im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen aufgestellt.

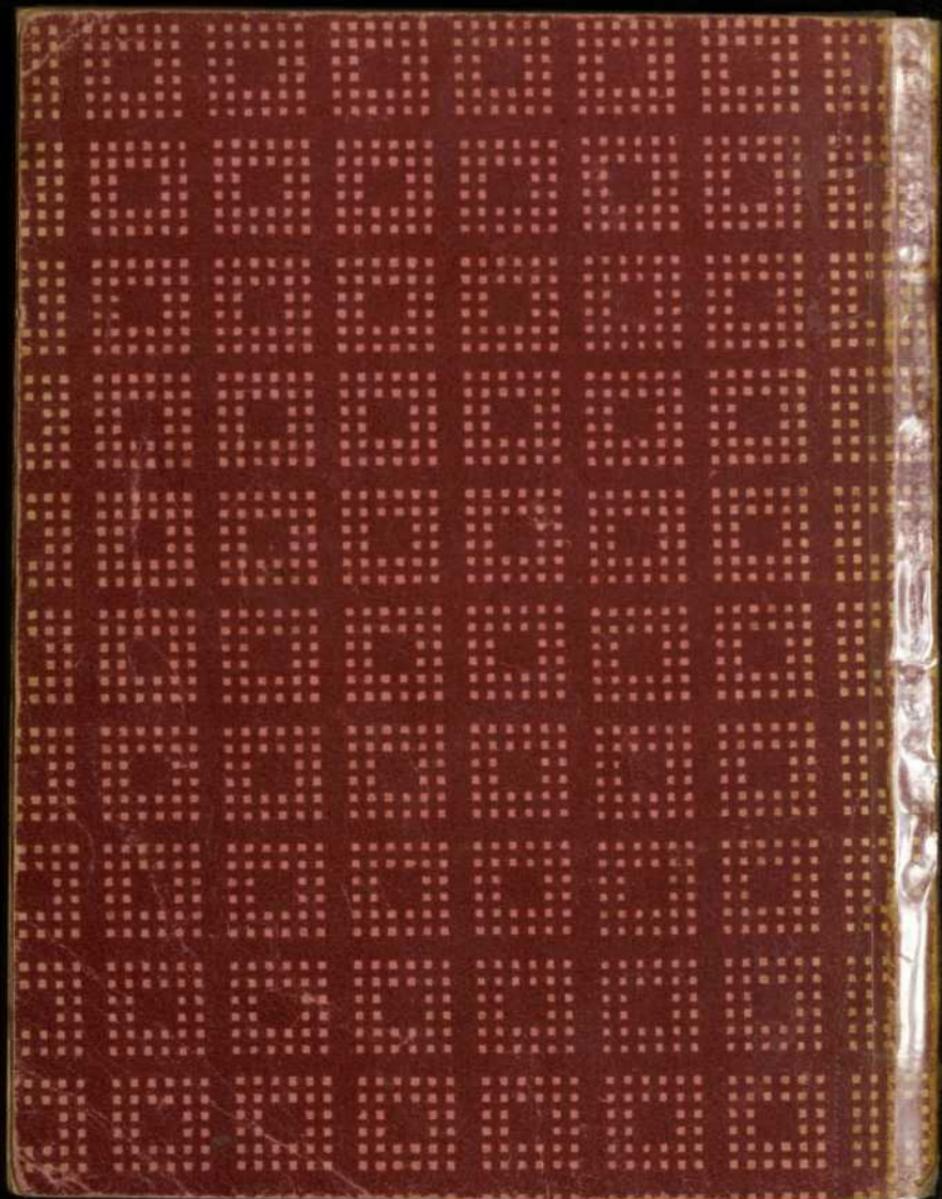
Andersen Hans Christian, dänischer Schriftsteller, geb. 2. April 1805, gest. 4. August 1875, weltberühmt durch seine Märchen, welche in fast alle lebenden Sprachen übersetzt wurden.

Inhalt.

	Seite
1. Der Schneemann	2
2. Des Kaisers neue Kleider	9
3. Die Prinzessin auf der Erbse	16
4. Etwas	18
5. Die Stopfnadel	27
6. Der Sandmann	32
7. Die Störche	46
8. Die wilden Schwäne	53
9. Die letzte Perle	73
10. Die lieblichste Rose der Welt	76
11. Rinder Schnack	79

K 3600 -

H. S. Co



T18
Pichlers Jugendbücherei

Andersens
Märchen

Für die Jugend ausgewählt

von

Josef Ambros

3. Auswahl

Mit 3 Vollbildern

2. Auflage



Wien

Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn
Buchhandlung für pädag. Literatur und Lehrmittel-Anstalt
V. Margaretenplatz 2



ZSA70 N3

UB BIELEFELD
990/4404852+01

5.13



K

KLZ

99

ZSA70

N3